



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wir

Fendrich, Anton

Stuttgart, 1917

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47314](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47314)

„Wir“

Ein
Hindenburgbuch
von
Anton Fendrich



franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

LGJH
1051

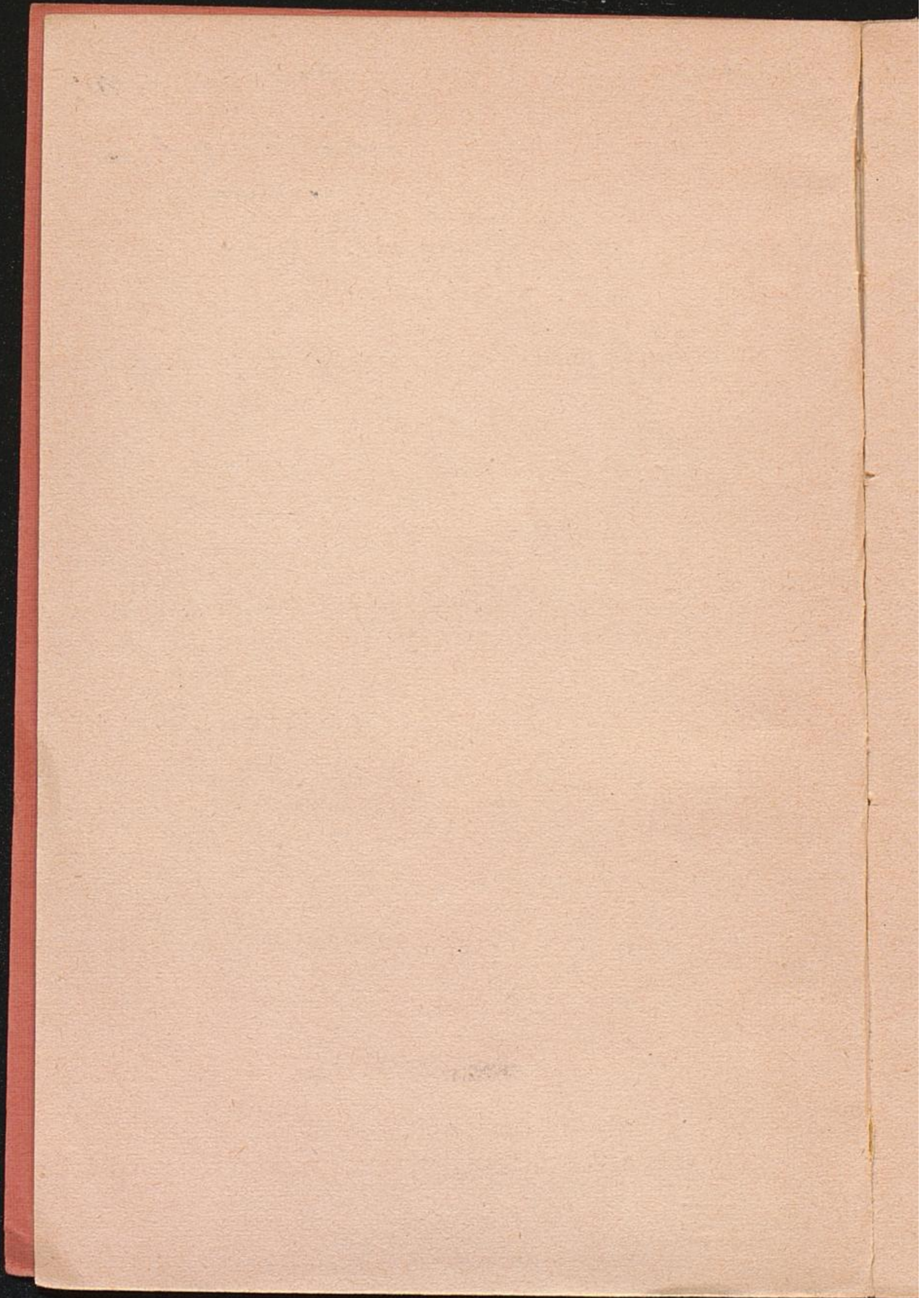
A. g. XIII.



Joseph Liebermann Mann zu Amisvorf. 1917
Josephine Schmalzger,
Eisenwerth

„Wir“
Ein Hindenburgbuch

A. g. XIII.



„Wir“
Ein Hindenburgbuch

Von
Anton Fendrich

Mit Buchschmuck von W. Planck

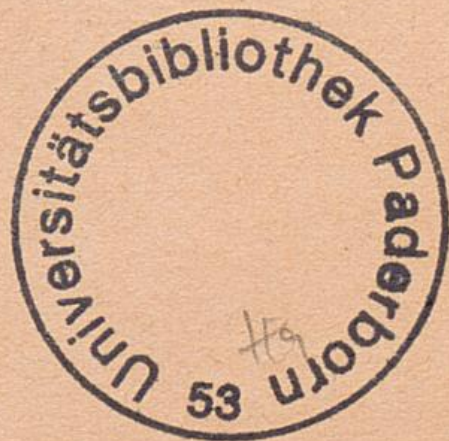
96.—100. Tausend



Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart
1917

A. g. XIII.

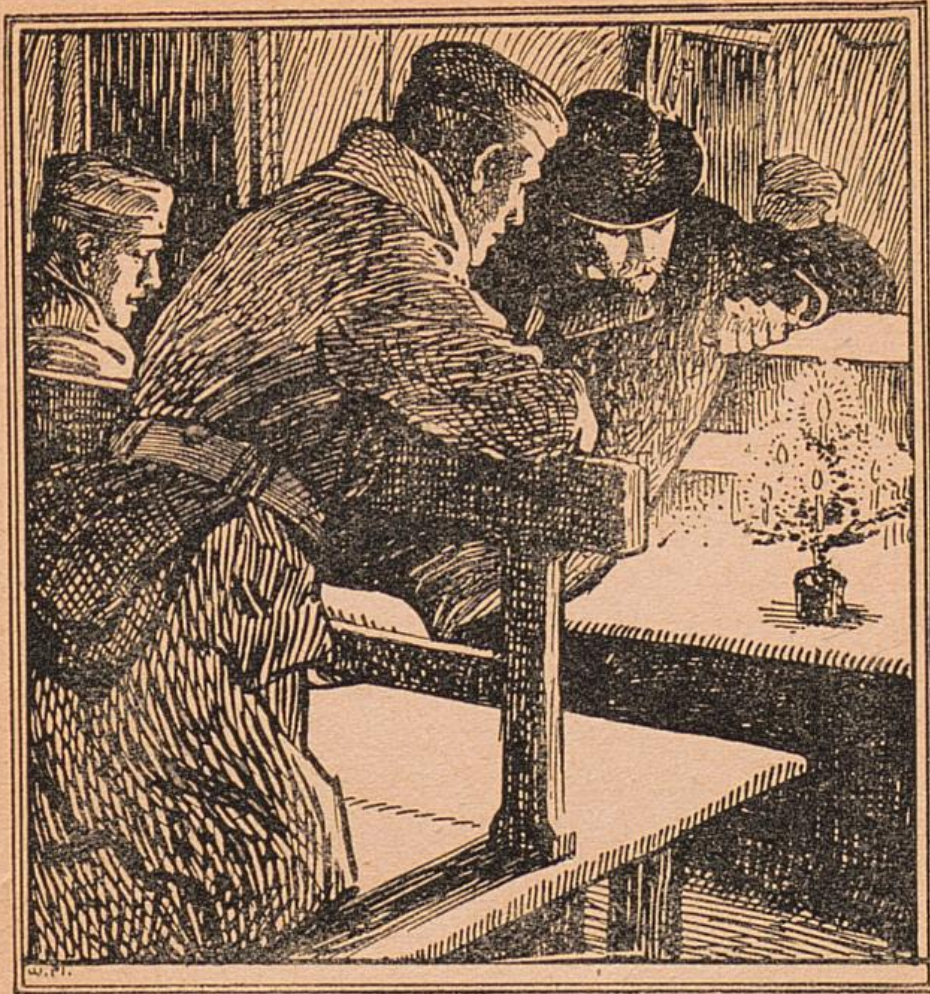
Alle Rechte, besonders das Übersetzungsrecht, vorbehalten.



06
LG 7H
1051

Schmoll / 3789

Stuttgarter Schmaschinen-Druckerei Holzinger & Co., Stuttgart.



I.

Heilige Nacht.

Ob es je einmal in der Welt eine Adventszeit gegeben hat oder noch einmal geben wird, wie die von Neunzehnhundertundsechzehn?

In anderen Jahren liefen groß und klein in dem heimlichen Nebel der Vorweihnachten mit einer leisen Seligkeit im Herzen herum, auch wenn die Ahnung des nahenden Glücks

nur einem Paar wollenen Strümpfen, oder einem Teller voll Gebäckem und versilberten Nüssen, oder einem Holzpferd unter dem brennenden Christbaum galt. In den Herzen der Alten stiegen wieder ehrwürdige Vorstellungen auf, in deren Schein sie sich auf eine halbe Stunde besser und edler vorkamen, als sonst im Jahr. Das war alles so friedlich und fröhlich gewesen, aber doch auch ein wenig klein und verstaubt im Vergleich zu der großen Adventshoffnung, die seit zweitausend Jahren immer nur die wenigen ganz großen Herzen durchzittert hat. Es war so viel fade Behaglichkeit und so viel dumme Geschenkprozerei in den Advent gekommen. Das Licht strömte nur noch aus den prunkenden Schaufenstern; die stillen Sterne der heiligen Nächte waren erloschen.

Jetzt aber war mitten im dritten Kriegsadvent in der blutigen Nacht ein helles Gestirn aufgegangen. Schon während zweier Kriegswihnachten hatten die Völker wieder wie früher vor Jahrhunderten danach geseufzt, die Wolken möchten doch den Frieden aus den Himmeln herabregnen, den kein Menschenmund verkünden wollte. Da, am zwölften Dezember des Jahres eintausendneunhundertundsechzehn — der Tag wird bleiben in der Weltgeschichte —, bot das siegreiche Deutschland durch die Hand des Kaisers der Welt einen

Teil des Friedens an, der denen zufällt, die eines guten Willens sind. Den Teil, den Menschen geben können: den äußeren Frieden. Der größere, der innere, ist ein Geschenk aus andern Händen! Aber war es nicht der Anfang der Erlösung vom ungeheuren Übel, wenn anstatt der Bajonette und Handgranaten, Kanonen und Haubizen wieder Menschenherzen und Menschenlippen zueinander redeten und suchende Menschenhände über den Tisch hinüber nacheinander tasteten?

Nicht nur durch alle deutschen, auch durch ungezählte Häuser in Feindesland und durch die neutralen Staaten ging ein Aufatmen und ein kaum verhaltener Jubel über das durch ganz Europa hin gesprochene Wort: „Kommt, laßt uns zueinander sitzen und wieder miteinander reden!“

Das Wort hatte den guten Klang eines aufrichtigen Herzens, aber hinter der ungepanzert dargebotenen Hand stand die Gestalt des deutschen Michel, friedenswillig, aber doch auch zu neuem Dreinhauen bereit für den Fall, daß sein guter Wille etwa mißverstanden werden sollte. Die Stimmen, die der Zeitungswind bald nach dem zwölften Dezember aus Paris und London, aus Petersburg und Rom in die deutschen Adventstage hereintrug, ließen vernehmen, daß diese Möglichkeit nicht so weit aus dem Wege lag. Unsere Redlichkeit wurde

als Heimtücke und Hinterlist auf dem Markt der Welt ausgerufen, und die Narren der gewalttätigen Heuchelei schritten einher mit den Gebärden beleidigter Ehrenmänner.

War es da nicht an der Zeit, während man die anderen sich auf ihre Vernunft besinnen ließ und in aller Ruhe darauf wartete, ob die Taube mit einem Ölzweig zurückkommen würde, einmal doch auch unsere andere große Hoffnung, die menschengewordene Zuversicht aller Deutschen von Angesicht zu Angesicht zu schauen?

Seit jenem glücklichen Augusttag, an dem der Kaiser die Fernsprechleitungen aller Fronten in das Haus des neuen Generalstabschefs leiten ließ, war es wie ein gleichmäßiges Atmen und Schaffen durch die Linien draußen und drinnen gegangen. Dieses Schaffen wollte ich schildern in einem Buch über die deutsche Innenfront. Wie war das möglich, ohne daß ich den Mann sah und hörte, zu dessen Herzen die Gedanken von Hunderttausenden von Deutschen stündlich wanderten?!

An einem Abend zwischen dem Nikolaustag und Weihnachten kam der Postbote durch den Schwarzwaldschnee gestampft und polterte an der Tür. In dem Telegramm, das er brachte, hieß es, der Generalfeldmarschall würde mich am zweiten Festtag, abends fünf Uhr, im Hauptquartier empfangen.

Die Schaffnerin mit ihrer hohen Stimme hatte schon: „Fertig!“ gerufen, als noch die Lindenwirtin an den abgehenden Zug gelaufen kam mit einem Stücklein Speck. „Für unsere verehrte Hindeburg!“ — sagte sie. Die Lokomotive schnaubte aus der südwestdeutschen Ecke der Reichshauptstadt zu. Langsam sank der heilige Abend übers Land. In allen deutschen Stuben brannten die Weihnachtsbäume, große und kleine, und mit dem Wachs der Kerzen tropften aus vielen Frauenaugen Tränen um die, die nicht mehr da waren. In meinem Abteil 2. Klasse wurde es mir zu öde. Ich ging durch den Zug und suchte nach weihnachtstillen Menschen. Im Speisewagen saß ein Hauptmann mit seinem Burschen zusammen beim Abendessen. Der militärische Abstand verschwand keinen Augenblick zwischen ihnen, und doch umschlang sie das unsichtbare Band einer langen, rauhen Kriegskameradschaft. Sie feierten das Fest zusammen. Nach einer kleinen Weile lud mich der Hauptmann ein, an seinen Tisch zu sitzen. Aber geredet wurde nur wenig. Die Spannung zwischen der Botschaft vom Frieden auf Erden und der furchtbaren Wirklichkeit preßte und dehnte die Herzen. Sie fuhren wieder ins Feld miteinander. Die Soldaten haben sich das Reden abgewöhnt. Der Krieg hat seine eigene Sprache. Und doch ward es mir wohl in der Gegenwart der beiden, von denen etwas

ausging wie eine Weihe der Treue. Einmal unterbrach ich aber doch die Stille:

„Was meinen Sie zu dem Friedensangebot, Herr Hauptmann?“

Der Offizier holte stumm seine Ledertasche aus dem Rock, zog nach längerem Suchen einen alten, schmutzigen Zettel daraus hervor und reichte ihn mir hin. Es war ein Schützengrabenbrief. Er enthielt in mangelhaftem Französisch die Aufforderung an die Besatzung eines deutschen Grabens, zum Feind überzulaufen, schloß jedoch mit der Zusicherung, daß, wenn die „camarades“ dem nicht Folge leisten wollten, die Franzosen nicht schießen würden, wenn es die Deutschen gleichfalls unterließen. Also im ganzen ein Vorschlag zur Güte.

Als der Hauptmann den Zettel wieder eingesteckt hatte, erzählte er:

„Das war bei Vermelles, gerade jetzt vor zwei Jahren. Vierzig Meter vor uns lagen französische Jäger zu Fuß. Eines schönen Tages kam ein Stein mit dem Zettel da in den deutschen Graben geflogen. Wir schickten den Brüdern eine kräftige Antwort auf ihre freundliche Aufforderung zum Verrat, ließen sie aber wissen, daß ein gewisser Waffenstillstand auch uns gleichfalls nicht unangenehm sein würde. Freund und Feind litten sehr unter den vor den Gräben liegenden Leichen. Am Tag darauf holten wir den ersten Gefalle-

nen und beerdigten ihn hinter unserer Stellung. Die Franzosen blieben ruhig und holten dann auch ihre eigenen Toten. Es war ein stillschweigendes, sachliches und anständiges Abkommen im beiderseitigen Interesse. Unsere letzte Leiche lag ziemlich weit vorne. Als am fünften Morgen zwei von unseren Leuten den Leichnam holen wollten, stürzte der eine von ihnen mitten in der Bergungsarbeit mit einem Aufschrei tot zusammen, und der andere taumelte schwer angeschossen in unseren Graben zurück. Bald darauf entdeckten wir im feindlichen Graben anstatt der früheren französischen Rappis flache, gelbe Mützen. In der Nacht hatten Engländer die Franzosen abgelöst. So sind sie. Und so denke ich auch über die Aussichten des Friedensangebots.“

Der Zug stampfte und rollte. Wie eine unsichtbare Gegenwart stand wieder die Stille von vorher um uns herum, wortlos und doch beredt, klar und sicher.

Ich goß die Gläser voll: „Es ist die heilige Nacht,“ sagte ich. „Wir wollen auf den Sieg trinken. Das wird der Friede sein!“

Drei Gläser klangen hell in der Christnacht. Dann trennten wir uns. Es war Mitternacht. Irgend etwas trieb mich durch den ganzen Zug. Ich hätte gern einen brennenden Weihnachtsbaum gesehen. Aber das war aussichtslos in einem Nachtzug. Da leuchtete plötzlich aus

einem Abteil 3. Klasse ein seltsamer Schein. Drei Soldaten saßen auf den Bänken und hatten ein kleines künstliches Weihnachtsbäumchen brennend zwischen sich stehen. Ob ich mich zu ihnen setzen dürfe, fragte ich; jetzt ständen die Meinen daheim um den Christbaum, und da reise es sich besser zu dreien, statt allein. Die Feldgrauen verstanden mich. Aber geredet wurde auch hier nicht viel. Ich holte eine Flasche Wein, und so tranken wir und rauchten und schwiegen miteinander, und der kleine Christbaum leuchtete dazu. Was war da überhaupt zu sagen? Jeder wußte vom anderen, was er in dieser Weihnachtsnacht für Gedanken hatte. So eine würde doch nicht mehr so bald wiederkommen. Mit der Zeit wurde die seltsame Stille aber doch schwer und lastend.

„Und wenn die andern das Friedensangebot ablehnen?“ fragte ich.

Da stülpten beide in einer Sprache ohne Worte und voller Gewalt die Ärmel zurück fast bis an die Ellenbogen. Ich sehe jetzt noch die sehnigen Arme vor mir.

„Wohin fahren Sie?“ fragte mich dann der eine, der schon von meinen Büchern gelesen hatte.

„Zu Hindenburg!“ —

Da klangen noch einmal 3 Gläser hell und stark.

„Man spürt ihn an allen Fronten!“ antwortete der eine der beiden Feldgrauen, und der andere nickte dazu, wie einer, der es weiß.



II.

Weihnacht bei Hindenburg.

Es gibt keine Feldherrnhügel mehr, auf denen mit wehenden Reiherbüschen an den Helmen unter dem Wiehern der Rosse die Schlachtenlenker den Verlauf des Ringens beobachten. Telephon und drahtlose Telegraphie haben alle Entfernungen vernichtet. Der Weltkrieg, dessen Flammenring ganz Europa

umlodert, hat aber auch den neuen Feldherrn geboren. Gewaltige Rabelbündel, die durch eine durchbrochene Mauer in sein Haus gehen, sind seine Befehlsüberbringer nach allen Himmelsrichtungen. Der große Feldherr des Weltkrieges ist zu etwas Zeusartigem emporgewachsen. Er thront nicht in den Wolken, aber er überwacht und überschaut die Fronten aus Weiten, die für das Menschenohr und für das Menschenauge etwas von der Unendlichkeit an sich haben. Von Ostende bis Braila sind es 1900 und von Mitau bis Altkirch 1550 Kilometer Luftlinie. Und inmitten dieses Riesenwalls von Schützengräben sitzt der deutsche Generalfeldmarschall mit dem gewaltigen, wie aus Eichenholz geschnitzten Haupt mit seinem Ersten Generalquartiermeister über den Karten, wiegt die Armeen gegeneinander ab, die eigenen und die feindlichen, mißt mit dem Zirkel die Entfernungen aus und sieht da, wo ein anderer nur Linien, Punkte, Kreuze und Schraffierungen entdeckt, im Geiste Ströme fließen, Ebenen sich dehnen, Gebirge sich türmen; er erlebt das Schlachtengebrüll, den Siegesjubel und das Todesstöhnen fast im Augenblick des Geschehens mit, und läßt aus dieser Allgegenwärtigkeit heraus die Blicke seiner Befehle überall hinzucken, tut wuchtige Hammerschläge, wo es ihm nötig scheint, wirft ganze Armee-korps aus einer Ecke des Riesenrunds in die

entgegengesetzte und sitzt mitten in diesem rasenden Sturm der Bewegungen und in diesem Orkan entfesselter Menschenkräfte selber wie eine Macht gewordene Bewegungslosigkeit voller Ruhe und Befehlsgewalt — in seinem Bureau.

Es hat mir einen richtigen Stoß gegeben, als Hindenburg bei der ersten Begegnung in einem schwer und einfach möblierten Vorzimmer seines Hauses im Großen Hauptquartier die Arbeitsstätte, darin an großen Wandkarten der Gang der Schlachten in blauen und roten Kurven und mit großen Zahlen und Buchstaben eingezeichnet ist, sein „Bureau“ nannte. Das war der erste überraschende Eindruck an diesem großen Menschen und Feldherrn, daß er als Vollbringer weltgeschichtlicher und unsterblicher Taten eine Vorliebe für kleine, unansehnliche Worte hat. Ein herbes Wohlwollen mildert seine ernsten, tief ausgearbeiteten Züge. Sein helles Auge ist nicht unfreundlich, aber es steht darin unbeirrbar Wachsamkeit auf Posten. Sein stolz bescheidener Gang sucht zu verbergen, wieviel fast schrankenlose Macht in der hohen, breitschulterigen Männergestalt lodert. Eine trockene Redlichkeit läßt ihn kein unnützes Wort um einer halbechten Höflichkeit willen verlieren.

Was das erste Wort des Feldmarschalls zu mir war?

„Ich freue mich, Herr Fendrich, Sie auch

einmal bei mir zu sehen! Gehört habe ich schon sehr viel von Ihnen, gelesen aber leider erst wenig.“

Das war so klar wie ein sonniger Wintertag, und das Herz sprang mir weit auf. Zudem hatte ich das gute Gewissen, dem Feldmarschall zu seiner täglichen Brieflast keine Zeile von mir hinzugefügt zu haben.

„Sie glauben nicht, mit was mir die Menschen oft kommen,“ fuhr Hindenburg weiter, als er sah, ein wie offenes Verständnis ich dafür hatte, daß seine eigentliche Arbeit wichtiger sei, als alles Bücherlesen; — „schrieb mir da gestern ein Pastor einen zwanzig Seiten langen Brief, ich solle ihm den Monismus in Oesterreich bekämpfen helfen!“

Das Gesicht des Generalfeldmarschalls bekam einen merkwürdigen Ausdruck von Hilfs- und Ratlosigkeit, als er mir das erzählte. Er fand den Fall offenbar nicht einmal humorvoll.

Wie viele Kameraden in allen Berufsschichten, Klassen und Geschlechtern hat dieser Hindenburgbegeisterte aber in Deutschland!

Hinter dem Feldmarschall war Ludendorff, sein Erster Generalquartiermeister, ins Empfangszimmer getreten. Das deutsche Volk sieht in den beiden ein unzertrennliches Feldherrnpaar, und sein Vertrauen in die militärische Oberleitung des Krieges ist nicht zum wenigsten gegründet auf das Gefühl, daß ihm dieser

geistige Bund der zwei großen Kriegsmeister beschert worden ist von einer gütigen Vor-
scheidung. Die äußere Persönlichkeit des Ersten
Generalquartiermeisters rechtfertigt diesen
Volks glauben. Das Gefühl von der ins Ge-
niale gesteigerten Nüchternheit und ins Monu-
mentale erhobenen Willenskraft Hindenburgs
wächst noch, wenn man die fast gleich hohe, aber
jüngere Gestalt seines Mitarbeiters neben ihm
sieht, dessen rassistischer Kopf ein viel differen-
zierteres Geistesleben verrät. Andererseits
gewinnt die Ahnung von der kritischen Kraft
und der verhaltenen Energie in dem fest zu-
sammengerissenen Körper des Ersten General-
quartiermeisters deutlichere Form, wenn man
durch alle halbgottartige Trockenheit Hinden-
burgs hindurch seiner gradlinigen Siegeszuver-
sicht und ehernen Unererschütterlichkeit bewußt
wird, von der seine nächste Umgebung lebt wie
von einem Kraftstrom.

Wenn aber zu Hause sich zwei von den
Pflichten des Zivildienstes noch nicht erleuch-
tete Denker in Schweiß darüber reden, wer
von den beiden der Größere ist, dann mögen
sie sich über ihre Ungewißheit trösten mit Goe-
thes an ihre Vettern und Basen vor hundert
Jahren gerichtetes Wort, daß die Deutschen froh
sein sollten, „zwei solche Kerle zu haben“. Daß
Ludendorff den Feldmarschall selbst für den
Größeren hält, das zeigt sein vornehmes Zu-
s
Fendrich, „Wir“.

rückstehen, daß nichts von der wenig männlichen Art an sich hat, die man in Bureaukratenkreisen zwischen hohen Beamten und ihren Vorgesetzten oft staunend entdeckt, sondern das soldatisch und adlig mehr als im Standesinne ist.

Nach der ersten Unterredung über den Zweck meines Besuches lud mich der Feldmarschall zur Abendtafel ein. Unter den hohen Offizieren seines Stabes befand sich als Gast auch der General Gröner, der gerade dienstlich im Hauptquartier weilte. Hindenburgs Tischunterhaltung ist einfach und schmucklos. Seine fabelhaft praktische Veranlagung läßt ihn auch hier wie überall das Nächstliegende tun. Er ißt und trinkt. Er ist trotz seines weißen Stiftenkopfs der frischeste und ruhigste der ganzen Tafel, und ein auf die bedeutsamen Kleinigkeiten des Lebens eingestelltes Auge kann aus der Art, wie der Feldmarschall mit fester Hand und leichtem Behagen sein Glas an die Lippen setzt, allerhand gute Hoffnungen auf das Gelingen seiner nächsten strategischen Pläne herauslesen.

Ganz besonders Bürger mit festen Stammesgewohnheiten und wetterharte Bauern legten bei meiner Rückkehr aus dem Hauptquartier großen Wert auf die Beantwortung der Frage, ob Hindenburg das Bier schmecke und die Zigarre. Ich kann allen Angstlichen in Treuen

versichern, daß der Feldmarschall ißt und trinkt und raucht, wie ein sehr gesunder Mann, mit der Überlegenheit des Menschen, der dem Behagen nicht unterliegt, der aber auch die guten Gaben nicht verachtet. Er spricht nach der alten Mode, und die Reinigung der Sprache hat ihm offenbar noch keine Beschwerden gemacht. Er zögert keinen Augenblick, zu sagen, dieses oder jenes „goutiere“ er nicht, nennt eine Dummheit einen „faux pas“, wirft dann wieder einmal ein volkstümliches Wort oder einen Ausdruck aus der Soldatensprache dazwischen, und bei seiner natürlichen Abneigung gegen jede Art von Pose ist ihm auch die Pose der Einfachheit zuwider. Seinen persönlichen Adjutanten redet er mit dem Vornamen an. Aber das, was man Gemütlichkeit heißt, kam während der knapp dreiviertel Stunden der Tafelzeit keinen Augenblick auf. Dafür sorgte, ohne es zu wollen, die mächtige Gestalt in der Tischmitte, deren Menschen- und Feldherrngröße wie ein Druck über der ganzen Gesellschaft ruht, nicht lastend, aber ehrfurchtgebietend. Wenn er in irgend einer Sache anderer Meinung ist, so fällt ein kurzes, unpathetisches Wort, hinter dem aber eine ganze Welt von „Nein“ steht, das keinen Widerstand aufkommen läßt.

Kurz vor Beendigung der Tafel fiel mir das Stück Speck ein, das mir die Lindenwirtin mitgegeben, das ich aber mangels eines Speise-

wagens auf der Fahrt von Berlin nach dem Hauptquartier selbst verzehrt hatte. Der Feldmarschall erteilte mir gerne Absolution, ließ die gute Frau grüßen und gestand, wie es ihn rühre, daß gerade die einfachen, kleinen Leute so an ihn dächten. Dann erzählte ich dem Feldmarschall, ein alter Schwarzwälder, der seit Kriegsanfang seine fünf Buben draußen im Feld an allen Fronten stehen hat, habe mir aufgetragen, ich solle ihm ausrichten, er; „der Hindeburg solle, wenn die andern nicht Frieden machen wollten, ja nicht laß lassen, bevor ganz saubere Arbeit gemacht“ sei. In seinem dröhnend beruhigenden Baß antwortete der Feldmarschall, der Mann solle keine Sorge haben, der Kaiser gebe nicht laß, und er auch nicht.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Tischgesellschaft in den Nebenraum, um dort die Unterhaltung bis neuneinviertel Uhr fortzusetzen. Das ist die Zeit, wo der Feldmarschall auf die Minute mit dem Ersten Generalquartiermeister wieder an die Arbeit geht. Wieviel Feuer in dem nun achtundsechzigjährigen Manne steckt, das sah man so ganz, als er von der Jagd zu erzählen begann, derentwegen er die landschaftlich reizlose Gegend im Osten mehr als den schönen Westen schätzt. Er beklagte sich nur über die Temperamentlosigkeit der Elche, die, wenn man einmal einen von ihnen in den großen Forsten vor den Lauf be-

käme, „eine halbe Stunde stehen blieben und dösten“. Das macht ihm offenbar wenig Vergnügen, und es ist sicher mehr nach Hindenburgs Geschmack, einen Heimtücker von Bären oder eine tolle Wildsau zur Strecke zu bringen, als einem melancholischen Elch eine Kugel hinter das Schulterblatt zu setzen.

Punkt neuneinviertel Uhr erhoben sich der Feldmarschall und Ludendorff und mit ihnen die ganze Gesellschaft. Aber Hindenburg bat, Platz zu behalten, er wolle nur einmal die neuesten Meldungen durchsehen und dann wiederkommen. Der Erste Generalquartiermeister dagegen verabschiedete sich, um bei der Arbeit zu bleiben. Keine fünfzig Worte sind zwischen ihm und mir an dem ganzen Abend gewechselt worden. Er hat mir nur einmal bei Tisch zugehört, und ich habe ihm gedankt. Aber wenn es ein Vertrauen auf Sicht gibt, dann ist es in mir dem Ersten Generalquartiermeister gegenüber erwacht. Mit Napoleon I. habe ich, wie mir meine besten Freunde versichern, aber auch gar nichts gemein, und an Goethe hat mich Ludendorff auch nicht erinnert, aber als er mir zum Abschied die Hand drückte, ist mir unwillkürlich das Wort hinter den Lippen geblieben: „Voilà un homme!“

Als der Feldmarschall wiederkam, verriet nichts in seinen Zügen, wie gute Nachrichten er brachte. Mit seiner festen, tiefen Stimme,

die jeden Gedanken, als ob die Dinge auch anders hätten gehen können, im Entstehen verscheucht, faßte er die Wirkung der genialen Klammerarbeit der fünf Armeen in Rumänien in die herrlich hausbackenen Worte: „Der ganze Laden da unten bis an den Gereth bricht in den nächsten Tagen zusammen.“

Es war für mich ein Genuß besonderer Art in den folgenden zwei Wochen, Tag für Tag im Bericht der Heeresleitung Hindenburgs Voraussage sich „planmäßig“ erfüllen zu sehen. Der Feldmarschall lobte bei dieser Gelegenheit besonders die hervorragenden Eigenschaften der Bulgaren und Türken beim Sturmangriff. Als ich das Gespräch auf die französische Armee lenkte, hätte ich nur gewünscht, die Advokaten, Finanziers und Schulmeister, denen das französische Volk ausgeliefert ist, hätten hören können, mit welcher Achtung der deutsche Generalfeldmarschall vom französischen Soldaten sprach; aber auch mit welch aufrichtigem Empfinden er hinzufügte: „Schade um die tapferen Kerle! Aber schon Bismarck hat es gesagt; im nächsten Krieg verblutet sich das französische Volk!“

So spann sich der Faden bald von dem kinderarmen Frankreich herüber zu Deutschland mit seiner beginnenden Kinderknapperei, die sich zum Glück erst in den letzten Jahren als eine erhabene Kulturforderung erleuch-

teter Großstadtgehirne aufgetan hat. Der Feldmarschall hält offenbar auch keine sehr großen Stücke auf die klugen Leute, die bei ihren Kindern Quantität durch Qualität ersetzen wollen. Dabei sieht er aber auch klar in die Tiefe des Problems. Daß die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, großzügig in Angriff genommen, eine der Grundlagen der Bevölkerungsfrage sei, das ist ganz und gar seine Anschauung. Er hat mich, am andern Tag eine Autofahrt in eine neuerbaute Siedelung mit hübschen, gutgebauten Häusern und großen Gärten zu machen. Er ist Soldat, aber so im höchsten Sinne Soldat, daß er ganz intuitiv überall die letzten feinen Wurzelfasern sieht, hegt und pflegt, daraus das Volk seine Kraft schöpft. Den von einem der Gäste ausgesprochenen Gedanken, daß der deutsche Bauer mit der Herausgabe seiner Vorräte oft zögere, weil er ein ganz anderes persönliches Verhältnis zu seinem Arbeitsprodukt habe, als der Industriearbeiter, und daß er in seinen Kartoffeln und seinem Speck, seinem Korn und seiner Milch die oft überlange Arbeitszeit und die Wetter Sorgen eines ganzen Jahres vor sich verkörpert sähe, gestand Hindenburg als theoretisch richtig zu; aber trotzdem verschwand aus seinem Gesicht der letzte Rest von Freundlichkeit, und seine Züge bekamen etwas Starres und Unwilliges. Er legte die Hand mit einer gebiete-

rischen Bewegung auf den Tisch mit der knappen Erklärung, jetzt brauche er für seine Rüstungsarbeiter Fleisch und Fett und Brot und Kartoffeln. Da war aus dem gütigernsten Gastgeber der Gebieter aller Fronten, der Vater des deutschen Feldsoldaten und der Schöpfer des Zivildienstgesetzes geworden.

Es ist bekannt, daß Hindenburg einmal die Einladung zum Eintritt in eine literarische Gesellschaft abgelehnt mit der Begründung, er habe seiner Lebtag nur für Militärwissenschaften Interesse und Zeit gehabt. Er gestand ohne die geringste Besorgnis vor dem Urteil der Zünftigen, daß er in keine Kunstausstellung mehr gehe, weil er als Soldat das Bedürfnis habe, dort „auch eine anständig gemalte Schlacht zu sehen“. Und nun ist das Außerordentliche bei Hindenburg, daß er trotz seiner prachtvollen Einseitigkeit als eine harmonische und vorbildliche Persönlichkeit wirkt. Er tut gar nichts als das Seine. Er ist so ganz und gar Soldat, vom Scheitel bis zur Zehe, daß er jetzt für gar nichts Sinn hat, als was in jedem Augenblick not tut. Alles an ihm ist unmittelbares Erfassen, ungebrochener Wille, rücksichtslose Tat. Diese Dreieinigkeit des Handelns ist bei ihm lückenlos!

Aber noch mehr! Wenn Hindenburg so dasitzt, die Beine leicht gebeugt und eine Hand über der andern in den Schoß gelegt, und den

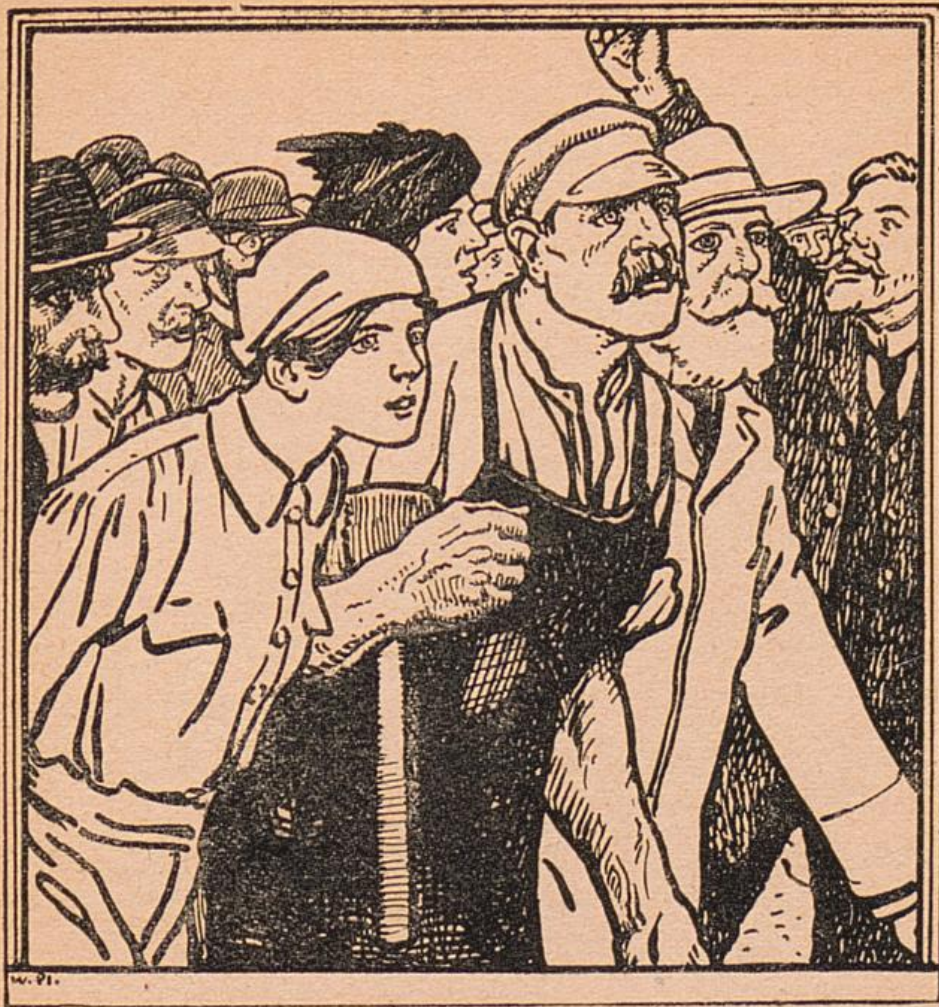
starken Kopf mit dem massigen Rinn wie ein Sinnbild wacher Ruhe ganz leicht geneigt, dann überfällt einen widerstandslos die tiefe Empfindung, daß dieser Mann mit der monumentalen Geschlossenheit seiner Gestalt das nicht mehr hat, was man Privatangelegenheiten heißt. In dem starken Bewußtsein aller Berufenen tut er als Vollstrecker eines kosmischen Willens sein Werk und erfüllt seine Riesenaufgabe mit einer Unabhängigkeit von sentimentalischen Nebengedanken, daß die nicht selten an mich herangetretene Frage, ob seine Schultern die Riesenlast der Verantwortung auf die Dauer auch tragen würden, mich immer fremd und seltsam berührt hat. Wenn einer das ihm aufgetragene Werk und nur das tut, dann ist er aller inneren Kämpfe enthoben. Über das Leben des ganzen Volkes vergißt er den Tod und die Leiden der einzelnen. Ich weiß von Offizieren aus seiner Umgebung, daß es ihnen vor der in allen Lagen unerschütterlichen Glaubensstärke und Siegeszuversicht des Feldmarschalls oft geradezu schwinde. Erst in dieser Beleuchtung erscheint die Schwerkraft des ungeheuren Wirklichkeitssinns und der ins Grandiose gesteigerten Nüchternheit Hindenburgs in ihrem ganzen tiefen und ausgleichenden Wert.

So war es im Fluge über drei große Stunden hin elf Uhr abends geworden. Beim Abschied trat mir das ganze Königtum der Schlicht-

heit und Gewaltigkeit des Feldmarschalls noch einmal überwältigend entgegen. Im Auto, das den Chef der Presseabteilung und mich in die Nacht hinausführte, erzählte mir mein Begleiter noch von den Worten, die Hindenburg am Weihnachtsabend nach Beendigung einer kirchlichen Feier an die Mannschaften der Heeresleitung gerichtet hat. Es sind wenige Worte, aber sie gelten dem ganzen deutschen Volke und lauteten:

„Nun geht nach Hause, Kinder, und denkt am heutigen Weihnachtsabend so ganz besonders an unsern Herrn Gott, an unsern Kaiser, an die Euren daheim und an das Vaterland. Aber nicht mit Wehmut, sondern mit Zuversicht und Stolz, denn wir werden mit Gottes Hilfe im bald beginnenden neuen Jahre den endgültigen Sieg erringen. Wir schaffen's, Kinder! Gute Nacht, Kameraden!“





III.

„Wir“.

Das Auto hatte den Wald mit den vor-
sintflutlichen Hirschen schon hinter sich gelassen
und fegte mit dem breiten Lichtkegel seiner
Scheinwerfer auf der Landstraße dahin. Dunkle
Dörfer und schlafende Städte glitten an den
Fenstern vorüber, aber auch flammende Hoch-
öfen und Fabriken, hinter deren langen Fen-

sterreihen rot die Nachtarbeit glühte. Es war die dritte Nacht zwischen dem Christfest und Dreikönig. Das Volksherz heißt diese „zwölf Nächte“ die „heiligen“ und schreibt ihnen geheimnisvolle Kräfte und den Geist der Offenbarung zu. Im ratternden Kraftwagen fiel mir nun nichts besonders Geheimnisvolles ein. Aber die ganze Lust der fliegenden Bewegung und das Beben, das von den zitternden Motoren durch den ganzen Körper ging, hob nach dem dreistündigen Zusammensein mit dem Generalfeldmarschall all mein Sinnen durch die Nacht hin zu einer besonderen Art von Wachsein. Die heimliche Wärme von Hindenburgs starkem Herzen umgab mich und begleitete mich wie ein guter Geist, und oft war mir, als fühlte ich neben mir auf dem freien Sitzplatz die unsichtbare Gegenwart einer aus hochgemuten Gedanken gewobenen mächtigen Gestalt: Hindenburg selbst! Und immer hörte ich im Knattern und Sausen des Wagens die drei Worte im beruhigend dröhnenden Baß seiner Stimme:

„Denn wir schaffen's!“

Die drei Worte hatten etwas in sich von der Kraft einer Wahrheit, die keines Beweises bedarf, weil es eben so geschrieben stand in den funkelnden Sternen da oben, unter deren Zucken ich durch die Nacht dahinfuhr. Und doch nahten wie schwankende Nebel Gedanken

und Bedenken. Denn der da allein, in eine Ecke des Autos gedrückt, den langen Weg durchs Dunkel in die nächste Stadt fuhr, war ein Deutscher. „Und diese Nation hat die Eigentümlichkeit, daß sie sich von allem Rechenschaft geben muß.“ So sagte einer, der seine Deutschen kannte: Goethe.

Ach, er hatte gut reden, der Feldmarschall. Er sprach zu seinen Soldaten. Da konnte er „Wir“ sagen. Aber wir daheim im Land?! Sind wir denn überhaupt schon so etwas wie ein „Wir“? Wer waren denn wir Deutschen? Und wer sind wir?

Diese Frage stellte sich vor mich, zäh und unabweisbar, flog und fauste mit mir und heischte ihre Lösung.

Wir waren vor hundert Jahren ein seltsames Volk von Träumern des Weltbürgertums; aber über Nacht wurden wir zu Helden, weil es uns schließlich doch nicht paßte, uns von einem fremden Tyrannen auf die Brust knien zu lassen. Dafür erduldeten wir nachher ein Menschenalter lang, daß uns anstatt des aufgeklärten Sohnes der französischen Revolution ein halbes Hundert unaufgeklärter kleiner Potentaten auf die Zehen traten. Dieser seltsamen Wendung der Dinge sah der Michel über ein Menschenalter lang zu, bis er sie wirklich begriff. Denn solange er nicht durchaus muß, ist er mehr für das Sinnieren

als für das Dreinhauen. Und als er endlich das rote Heckerhemd anzog und die Sense aufrecht an eine Stange nagelte, um seinen schwarzrotgoldenen Traum von einem einigen großen Deutschland zum Leben zu wecken und all das Gerümpel der hundert Potentätlein mit ihren Schlagbäumen und Zolleinnehmern wegzuräumen, da steckte sein Kopf so hoch in den Wolken, daß ihm die Staatsgewalt die Sense und den Dreschflügel und den Vorderlader leicht aus der Hand nehmen konnte. Und dann kamen wieder lange Jahre der Reglementierung, was aber dem Überlegen und Träumen und Denken und Dichten keinen Abtrag tat. Als jedoch das erste Jahrzehnt nach dem Jünglingsputsch vergangen war, da blühte aus dem Eisen, das Gott wachsen ließ, weil er keine Knechte haben wollte, ein Neues heran: die deutsche Industrie mit ihren surrenden Maschinen, donnernden Eisenbahnen, tiefen Fördereschachten und glühenden Hochöfen, alles umschwärmt und gelenkt, bedient und beherrscht von einem neuen Geschlecht von Menschen. Scharfe Ohren hörten damals schon etwas von dem ehernen Schritt der Arbeiterbataillone. Mitten aus dieser neu entstehenden Welt aber und aus diesem Wirrwarr, darin es Deutsche diesseits und jenseits des Mains, schwer sich befehrende Hannoveraner und Preußen, scheel sich betrachtende Badenser und Schwaben, Ge-

heimräte und Handschuhmacher, Adel und Rannaille, aber noch keine Spur von einer knochenfesten Gestalt gab, die man einen Staatsbürger nennen konnte, mitten aus diesem Wirrwarr wuchs eine riesenhafte Gestalt in die Höhe: Bismarck.

In seinem kahlen, massigen Preußenschädel, darinnen alle Lehensstreue und republikanische Konsulsgedanken eine heimliche freie Ehe führten, saß stärker wie ein Traum der Wille, die Deutschen einmal das große „Wir“ sagen zu lehren. Er verschmähte weder Tinte noch Papier und hoffte, die Wähler zu bändigen, indem er sie zu Wählern machte. Darin hat er sich versehen. Aber seinen Gigantenplan setzte er durch. Als er sich daran machte, die „grande nation“ zu demütigen, um dem kleinen, in nichts, außer in Musik, Dichtkunst und Philosophie ganz ernst genommenen Deutschland zu einem starken Herzen und einem stolzen Rückgrat zu verhelfen, da lachten die Franzosen. Sie haben es rasch verlernt. Trotzdem gelang des Reiches Geburt durch Blut und Eisen nicht ganz. Das Rückgrat war gut, aber das Herz setzte manchmal aus und schlug dann wieder zu stürmisch. Nichts dünkte dem Volk des neuen Reichs so schwer, als in einem Atemzug „Wir“ zu sagen.

Das schöne, freie Wort ertönte aus allen feindlichen Lagern, aber jedes hatte einen an-

dern Ton. Sie nahmen es alle mit der „Rechenschaft“ so schwer, die sie sich immer auf ihre eigene Weise gaben. Es steckte hinter alledem nicht nur germanische Streitsucht, sondern auch viel Verantwortlichkeitsgefühl aus einem anderen Testament als dem Alten.

Aber was daheim so schwer fiel, das gelang um so leichter nach außen. Die Arbeiter riefen das große „Wir“ hinüber nach Frankreich und England und über den ganzen Erdball, und die Fürsten nickten freundlich nach Ost und West und sagten vertraulich in den Plauderwinkeln der Paläste: „Wir freundlieben Vettern!“ Es sah wirklich so aus, als ob die Straße der geeinigten Menschheit zum allgemeinen Heil schon gut eingewalzt sei. Und der Michel schaute sich um in der Welt, treuherzig und etwas dumm, und merkte nicht, wie ihm das Gewand von Jahr zu Jahr immer rascher zu eng wurde und wie überall jenseits der Grenzpfähle ein Giften und Neiden und Zischeln über sein gesundes Wachstum anhub. Eines schönen Tages war zu des guten Michels Erstaunen der Krieg gekommen. Es galt wahrhaftig ihm und dazu noch von allen Seiten!

Da lernten die Deutschen am 4. August 1914 im Reichstagshaus zum erstenmal das kleine Wörtlein „Wir“ sagen. Das waren Tage des Glanzes und der Befreiung, die

keiner vergessen kann, der sie erlebt hat. Aber kaum war der Vormarsch in Frankreich zum Stehen gekommen, kaum war der Russe aus Ostpreußen verjagt, da fing es wieder an allen Ecken mit dem großen Rechenschaftgeben an, und des Kopfzerbrechens über das, was nun das wirklich Richtige sei, war kein Ende. Wo sich zehn zusammefanden, da zogen sie einen selbstgerechten Zaun um sich zur offenbarlichen Unterscheidung von den andern. Jeder hat das wiedererwachende deutsche Elend des zu vielen Denkens zähneknirschend miterlebt, und die am meisten schimpften, waren gewöhnlich am meisten schuld daran. Jeder hatte seine eigene Strategie, seine eigene Politik, seine eigenen Kriegsziele, seine eigenen Lieblingsgenerale und Leibadmirale. Da alle Schichten sozial geweckt, aber parteipolitisch fest eingespannt waren und es nirgends an Klugheit fehlte, so steckte jeder seine Nase gerade in die Dinge, die ihn am wenigsten angingen. Genug davon!

Aber wieviel strotzende Kraft und blühende Gesundheit und harthölzerne Zähigkeit und lichter Feuer mußte trotzdem in dieser Nation der eigenwilligen Rechenschaftler und Verantwortlichkeitsfanatiker stecken, daß wir inmitten dieser inneren Zerrissenheit Wunder vollbrachten, gegen die die sieben Weltwunder des Altertums Nürnberger Kinderspielware sind!

Fenbrich, „Wir“.

Das Unglaubliche und Ungeheure ist so von dem grauen Schleier der Alltäglichkeit überdeckt, daß wir es nicht mehr sehen. Wenn es immer auf dem Bewußtseinsgrund eines jeden Deutschen ruhte wie eine starke Gewähr für noch größere Taten, dann müßten die Gedanken daran jedem Flaumacher das Wort im Munde stopfen.

Wir haben auf einen Schlag bei Kriegsausbruch einen Außenhandel von fünfundzwanzig Milliarden Mark jährlich verloren. Der Arbeitsverdienst von Millionen Händen, der als deutsche Ware auf stolzen Handelsflotten hinausging in alle Welt, war mit einem Federzug gestrichen; und der Rohstoff und die Nahrung, die ungezählte Dampfer aus den anderen vier Weltteilen übers Meer uns zutragen, die waren hinweg. Wir haben es aus der eigenen Erde geholt. Unter den deutschen Gelehrten fand sich mehr als ein Ali Baba, der mit den Zaubergerten der Naturwissenschaft den Weg zum Sesam unvermuteter Schätze fand. Millionen über Millionen der besten Arbeiter im Reich haben Haue und Hammer und Feile weggelegt und das Gewehr ergriffen und den Tornister auf den Rücken genommen. Aber Millionen neue Arme haben sich ausgestreckt und ihre Arbeit getan. Die Kohlen- und Eisenproduktion, ohne die der Krieg am wenigsten sein kann, fiel im ersten

Kriegsmonat auf die Hälfte des Juli 1914. Was heute an Flußstahl aus den Riesenbirnen der großen Eisenwerke täglich fließt und was an Kohlen gefördert wird, reicht dicht an die Zeiten der allerhöchsten Friedensherzeugung heran. Kein Acker blieb ungepflügt, kein Garten ungepflegt und keine Garbe ungedroschen, weil der Krieg die Bauernsöhne und die Männer, die schon aus Großvaterwerden dachten, in Feindesland rief. Ganze Industriezweige sind zusammengebrochen, weil die Schiffe mit der Baumwolle und hunderterlei anderen Warenballen ausblieben. In wenigen Monaten wurde das Richtfest über Tausende von neuerstandenen Fabriken gefeiert, die sonst Jahre zum Aufbau gebraucht hätten. Dem Volk schienen neue Arme, neue Sinne zu wachsen. Und wir führten Krieg, siegreichen Krieg, obwohl England allein wöchentlich für zweihundertvierzig Millionen Mark Kriegsgerät und Waren in Amerika unter dem Lächeln des Prinzipienreiters der menschenmordenden Neutralität einkaufte und Frankreich seinen Einfuhrüberschuß im Jahr 1916 auf nahezu dreizehn Milliarden Franken bezifferte.

Und wir lebten und schafften. Eine trübseligkeitsfrohe Schöpferkraft, die über alles Menschenmaß hinausging, strömte aus vom deutschen Volk an den Fronten und hinter den Linien.

Aber das große Wort „Wir“ lernten wir auch rings umdroht von Gefahr und Vernichtung nicht in einem erlösenden gemeinsamen Atemzug aussprechen. Das Rechenschaftgeben ließ die Deutschen nicht dazu kommen. Aber, daß sie dem einen, von dem sie bis zur Schlacht von Tannenberg nichts gewußt hatten, nun ihre Herzen zuwarfen, nach ihm Städte, Straßen und neugeborene Kinder nannten, von ihm Millionen Bilder, mehr schlechte als gute, malten und kauften, weil er außer seinem guten Schwert nicht rot noch schwarz, nicht links noch rechts sah, sondern nach des Kaisers Wort, daß er nur noch Deutsche kenne, nun als erster unter gleichen das Wort „Wir“ über das ganze Volk hinrief, das war ihnen über alles Denken und Reden und Streiten überhaupt noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Und daß es jetzt mitten im Donner der Fronten vielleicht angemessen sei, einmal auf eine allerhöchste Privatmeinung so lange zu verzichten, bis alle Gefahr vorüber und das Reich und die Heimat gerettet wären, das fiel auch gedankenvollen Deutschen bis in die dritte Kriegswihnacht nicht ein.

Was mußte denn noch geschehen, bis der alte böse Bann brach? Bis am deutschen Weihnachtsbaum alle Lichter in hellem Glanz brannten? Bis der alte Geist des Ahselzuckens

und des zermürbenden Meinsagens endlich ausgetrieben war?

Vielleicht gab's nur eine Hilfe:

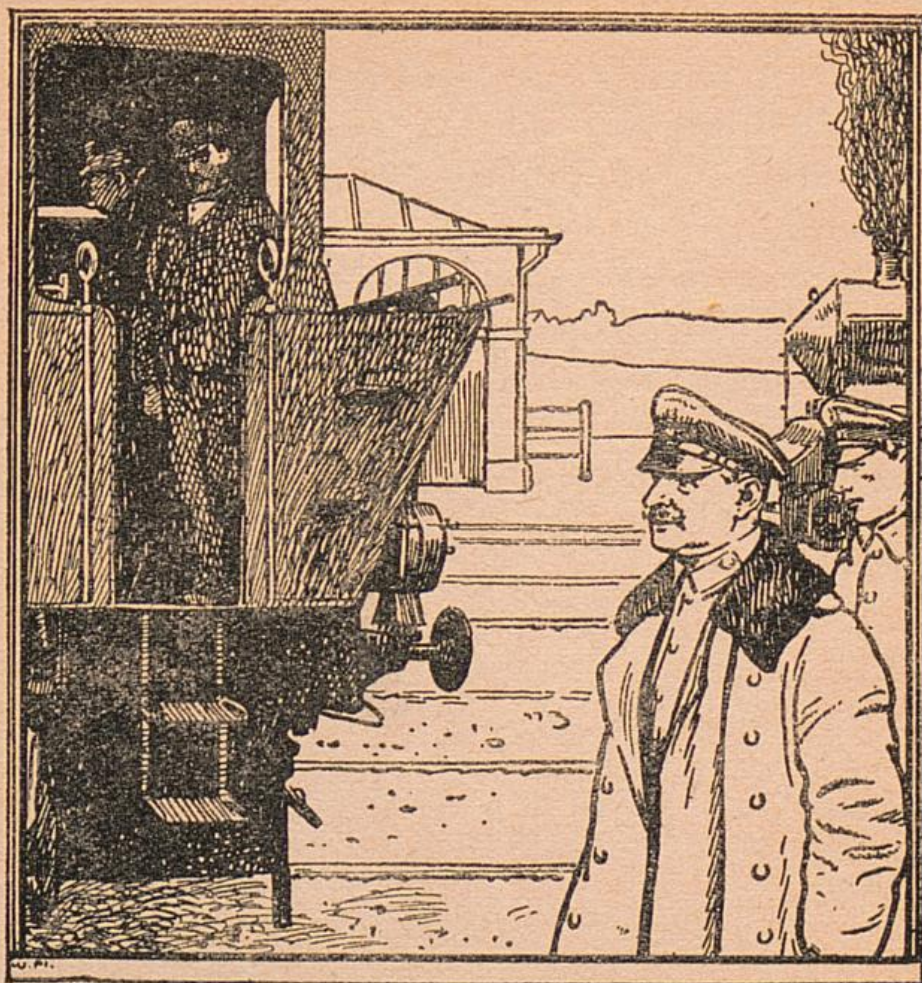
Daß die Feinde das Friedensangebot ablehnten, daß wir noch einen oder zwei oder drei neue dazubekamen, vielleicht unter Führung des vereidigten Professors für den neutralen Mammon, und bis der gütige Griff eines allmächtigen Schicksals alle unzeitgemäßen Tiefsinnigen, alle geschwägigen Rechthaber und alle Besessenen der Nachdenklichkeit so fest an der Gurgel faßte, daß ihnen alles „Ichseufzen“ und alles „Meinsagen“ verging, und wie ein Erlösungsschrei, wie ein gigantischer Kampfruf das Wort des neuen Furor Teutonicus über Europa hinbrauste:

„Wir“.

Das Nuto jagte noch immer durch die Nacht, aber mir war, als habe sich das Rätsel gelöst wie die harte Knospe einer Winterrose, die vor mir aufging, bis ich in den tiefen Kelch hineinsah. Und auf dem Grund des Kelchs sah ich die große Not und das Volk in Glut, aber auch in guter Hut. Und der es in der Hut hatte, der sagte noch einmal aus weiter Ferne, wie in einem Strom des Vertrauens:

„Wir schaffen's, Kinder!“





IV.

Beim Kriegsamtmann.

Am Leipziger Platz in Berlin steht ein großer Bau. Eine einfache Marmortafel neben dem Haupteingang besagt, daß sei des Reiches Kriegsamtmann. Dieses Haus wird einmal so berühmt sein, wie die Paulskirche in Frankfurt, darin der deutsche Traum geträumt wurde, oder der alte Sitzungssaal des Nord-

deutschen Parlaments, darin das allgemeine, gleiche Wahlrecht Gesetz ward. Alles das waren Formen des „Wir“. Aber daß nach der allgemeinen Wehrpflicht einmal eine über alle Titel und alle Bankguthaben frei hinwegschreitende Arbeitspflicht verkündet würde, auf daß das Reich bestehen möge, das hätte noch vor drei Jahren keiner zu prophezeien gewagt. Es war der lauteste Ruf nach dem großen „Wir“, das uns not tut. Der die Stimme zuerst erhob, das war Hindenburg. Drum wird das Gesetz auch von Rechts wegen seinen Namen für alle Zeiten behalten.

In England kann kein Mensch in einer Stadt um eine Straßenecke gehen, ohne daß aus grellbemalten Riesenplakaten heraus gigantische Finger auf ihn deuten. Von allen Seiten blizt es ihm in die Augen und schreit es ihm in die Ohren: „Dein Land braucht dich!“ Der Hallelujabetrieb und die Betäubung durch Farben, Musik und Stimmengeschrei wurde von der englischen Heilsarmee durch die Armee des englischen Unheils in verstärktem Maße übernommen. Wir „weniger freien“ Deutschen würden uns das einfach verbitten. Ein trockenes Gesetz von wenigen Paragraphen, ein Regiment von Beamten in Uniform und im bürgerlichen Rock, viel Fleiß und Methode, und an der Spitze ein schwäbischer General, der seine leichthändige Überlegenheit

über Massenmaterial schon mehr als einmal im Krieg bewiesen hat, die machen's. Und dazu guter Wille und ehrliche Einsicht, und ein gut Teil von Allzumenschlichem fehlt auch bei uns nicht.

„Es haben sich schon sehr viele Freiwillige zum Kriegshilfsdienst gemeldet, alle — zu leitenden Stellen!“ sagte Excellenz Gröner hinter dem Tisch seines Arbeitszimmers nach den ersten Begrüßungsworten zu mir. Und die ganze Schwabentüchtigkeit seines klugen Gesichts zwinkerte in seinen hellen Augen. Man sah ihm an, er würde für die allzu stürmischen Meldungen zu möglichst beschwerdefreier Betätigung ebenso das richtige Wort finden wie für den ehrlichen Feuereifer am falschen Platz.

Denn die Glut und der Drang, sich hineinzuwerfen ins deutsche Schaffen für die draußen an der Front, hatte schon in den letzten Novembertagen, als der Gesekentwurf bekannt wurde, viele ergriffen. Ich erzählte dem Kriegsamtmann, wie in Heidelberg nachts im strömenden Regen eine Gruppe Studenten nach einem Vortrag auf mich wartete. Der eine hatte einen Klumpfuß, dem andern sah man an den hohen Schultern den Asthmatiker an; der dritte trug eine Brille vor den blinden Augen, und so waren es lauter Jünglinge, an denen es fraß, daß sie nicht an der Front sein konnten, die aber aus den morschen Bau-

ten ihrer Körper alle Kraft und alle Schätze retten wollten fürs Ganze. Sie fragten mich natürlich, wo man das Granatendrehen lernen könnte. — Jetzt tun sie das, was ihr Teil ist, und — studieren ruhig weiter.

In der Ostsee gibt es Fischer, die fuhren nur noch zwei Tage in der Woche auf Fang aus, weil sie damit mehr Geld verdienten, als früher in einer Woche. Jetzt fischen sie wieder alle Tage fürs Vaterland, und ihre wettergebräunten Stirnen sind nicht mehr angekränkelt von den Gedanken eines faulen Eigennuzes.

Ein himmellanger junger Privatmann mit einem steifen Bein gedachte sich als Vorsteher eines Bureau's anstellen zu lassen, darin junge Damen Lebensmittelfarten verteilten. Jetzt schiebt er mit seinen kräftigen Armen und Fäusten auf einer Arbeitsstelle Eisenabfälle, und es bekommt ihm ausgezeichnet.

Ein Fabrikant, dessen Betrieb dreihundert Kilometer von der Rohstoffherzeugungsstelle entfernt war, reklamierte, weil ihm die paar Eisenbahnwagen, die er täglich zum arbeitsverschwendenden Herschleppen seines Rohmaterials brauchte, nicht mehr pünktlich zur Verfügung standen. Man machte ihm den ganzen Betrieb zu und beschäftigte sein eigenes Arbeitstalent und seine Arbeiter in einer Weise, die beiden Teilen ebensoviel Verdienst einbringt, dem Staat aber den unfin-

nigen Kräfteverbrauch erspart, der sich aus der törichten Distanz zwischen Material und Fabrikationsstelle ergab.

Alles das und hunderttausend andere Dinge bringt das Kriegsammt zurecht. „Denn der Krieg ist eine Lokomotivfrage!“ — erklärte der vor mir sitzende Kriegsammtmann.

Noch nie ist Erziehung in so ungeheurem Umfang und bis in eine solche Tiefe des Einzeldaseins versucht worden. Noch nie wurde der „gemeinen Amme des Menschen, der Gewohnheit“, so zugesetzt, wie durch des Reiches Kriegsammtmann. Die Bewirtschaftung der menschlichen Arbeitskraft auf die unerbittlich zweckdienlichste Art, so daß jedes Regen der Hände unserem Frontsoldaten ein Schutz, eine Wohltat, eine Hilfe wurde, und jedem unserer Feinde ein Schlag, ein Schrecken, ein Verderben, das war nur möglich und nötig und unabwendbar in einer letzten und höchsten Phase des Kriegs, wo es um Sterben oder Verderben geht.

Es war ein weiter und steiler und gewaltiger Weg von den ersten Augusttagen 1914, wo es über ganz Deutschland hinlohte wie das Feuer aus einer neuen Welt, bis zum Spätherbst 1916, wo wir durch Not und Tod gereift waren für die allerletzten Notwendigkeiten.

Wir wollen uns gar nichts vormachen. Die Deutschen waren in den Krieg hineingegangen

mit der Empfindung gutmütiger, aber ihrer Kraft bewußter Menschen. Ernst und doch beschwingten Sinnes. Da wir nie dunkle Pläne gegen die andern genährt hatten, so konnten wir es uns in der sonnigen Enge unserer anständigen Gesinnung nicht anders vorstellen, als daß die Feinde nach den ersten tüchtigen Trachten Prügel schon zur Vernunft kommen würden. Nachdem sich dies als eine Täuschung erwiesen, tröstete man sich — und zwar nicht nur oben, sondern auch unten — mit dem bequemen Gedanken, ewig könne ja der Krieg nicht dauern. Es gab da einen heillos interessanten Typus von Patrioten. Die belehrten einen unter gewichtigem Stirnrunzeln, man müßte, wenn es ganz schwer werden sollte, doch auch noch Reserven an Arbeitskräften haben, und dann würden — das vertrauten sie einem mit ernster Miene an — sie da sein! Die wachsende Besetzung von Riesenflächen in Feindezland und die zunehmende Unwahrscheinlichkeit einer wiederholten Bedrohung der eigenen Grenzen bestärkte die angenehme Auffassung, daß der Krieg sozusagen eine Privatangelegenheit des Militärs sei, während dem Zivilmenschen mehr die Pflicht der Erörterung der Kriegsziele obliege. Jeder weiß, daß besonders im 2. Kriegsjahr der Geist bei uns nachgelassen hatte und daß infolgedessen manches zu Hause nicht mit der zornigen Entschlossenheit

und dem großzügigen Schwung angefaßt wurde, wie bei unseren Feinden. Das kam daher, daß jene unsere Bajonette mehr an ihren Rippen spürten, als wir die ihrigen. Daraus schöpften sie Kraft und Ingrim und Begeisterung zu erbitterten Gegenschlägen. Deutschland erlahmte aber unter den Waffensiegen seiner tapferen Heere. Wir fingen an, zu schlafen im langen Schatten, den die hohen Mauern unserer in Ost und West weit ins Feindesland hineingebauten Fronten warfen.

Aber das Erwachen kam.

Als in den ersten Wochen der Sommeschlacht die Plage ganzer Schwärme von feindlichen Fliegern über den Gräben unserer unvergleichlichen Soldaten schwebte und eine Sintflut von Granaten, Bomben und Minen über unseren zum Glück so starken Stellungen aus dem Himmel brach, da ward es vielen endlich klar, daß die anderen wie vordem schon so manches, nun auch das Organisieren von uns gelernt hatten. Es war kein Zufall, sondern die lebendige Gewalt der Dinge selber, daß im Reichstag bei der ersten Lesung des Hilfsdienstgesetzes die Rede des von der Somme zurückberufenen und zum Kriegsminister ernannten Generals v. Stein, aus der man noch den Pulverdampf roch und das Dröhnen der Geschütze hörte, trotz ihrer Kürze den tiefsten Eindruck machte. Als der neue Kriegsminister

in der knappen Bildhaftigkeit seiner Sprache schilderte, wie er sich unter dem nie nachlassenden Kanonendonner das Gehirn zermartete über die Möglichkeiten der Verstärkung aller Mittel, die das kostbare Blut unserer Soldaten vorne in den Gräben sparsamer fließen ließe, da war für alle, die diese erschütternden Sätze mit den Herzen des nahenden Zusammenschlusses der äußeren und der inneren Front aufnahmen, die ganze Begründung des Gesetzes über die zu schaffende Heimarmee schon gegeben.

Der Sanktisklaus, der sonst in Friedenszeiten am fünften Dezember nur der Geber guter Gaben für die Kinder war, bescherte im Jahre 1916 den deutschen Soldaten an der Front ein Heimatheer der Arbeit. Die schlafende Kraft von Millionen Muskeln war mit einem Schlag am Adventstag geweckt worden. Eine Woche, bevor der Kaiser den Feinden die Friedenshand hinstreckte, salbte der Michel seinen Arm mit dem heiligen Öl des Geistes aller für alle und stahlte und panzerte ihn neu.

Tod und Teufel! Wenn die andern jetzt nicht Frieden geben wollten, dann fing der Krieg für uns überhaupt erst an.

Die Gebirge von Granaten, die Fronten von Geschützen, die Geschwaderschwärme von Flugzeugen, die es brauchte, das war noch das geringste. Wir hatten das Eisen und das

Blut, die Arme und die Gehirne dazu. Seit Monaten türmten sich die Pyramiden von Geschossen; die Hallen an der Wasserkante lagen voll von sorglich geschichteten Torpedos mit rothbemalten Köpfen; auf den Anschlußgleisen vor den Betrieben der Schwerindustrie reiheten sich endlos die Wagen mit neuen Kanonen. Es gab Schwereres.

Das war die Besiegung des nicht militärdienstpflichtigen Staatsbürgers und Privatmanns mit seinem unantastbaren Willen. Nicht, als ob er keinen guten Willen gehabt hätte. Im Gegenteil! Er wollte sogar sehr gerne dem Vaterland dienen, dem Kaiser, der Heimat! Bäume wollte er ausreißen, wenn es von ihm verlangt wurde. Nur hatten eben die meisten ihre höchst eigenen und nicht immer zutreffenden Vorstellungen davon, wie das Vaterland ihren guten Willen benützen sollte. Metall und Wolle, Leder und Fett, Kartoffel und Brot konnten leicht aus einem Einzelbesitz zu Staatsgut gemacht werden. Da erforderte nur die Ausfüllung gedruckter Formulare und war schlimmstenfalls eine Transportfrage. Was „ich“ besaß, das war alles längst sehr nebelhaft geworden. Die besten Hausfrauen hatten schon seit Jahr und Tag das Heimweh nach ihrem Kupfergeschirr verwunden, und dem Mann, der sich nach „meinem“ Kartoffelvorrat erkundigte, begegnete man schon längst mit Ver-

trauen und Höflichkeit. Das erste Befremden über diesen Wandel der Dinge ertrug man mit einem heimlichen Gefühl von der Zeiten Größe, weil über alles „Mein“ und „Dein“ wie machtvoller Orgelton das große jetzt „Unser“ klang.

Aber des Vaterlandes Wohl und Deutschlands Bestehen erforderten ein Allerletztes: die Hingabe unseres Selbstbestimmungsrechts. Die Verstaatlichung der Muskeln und Sehnen, der Gehirne und Herzen begann. Das unsagbar Große dieses Volksadvents kam nicht allen Deutschen gleichermaßen zum Bewußtsein, aber viele ahnten etwas davon, daß der rechte Geist des Dankens ein Wiedergeben ist.

„Was ich bin und was ich habe, schenk' ich dir, mein Vaterland!“ so hieß es jetzt.

Hindenburg und der Reichstag haben auf die englisch-französischen Begeisterungskarten mit harten Knöcheln den kühlen deutschen Trumpf gesetzt; auf ein halbes Duzend Granaten füllender Ladies je ein Bataillon deutscher Arbeiterinnen in die neuen Munitionsfabriken gestellt; und auf die englischen Panzertanks die Riesenorganisation des lautlos ohne Lieder und Gesänge, aber im stummen Gleichmaß zielbewußter Herzen und Hände arbeitenden Armeekorps des Heimatheers aufmarschieren lassen. Und immer noch haben wir arbeitslose

Männer, und auf hundert Angebote für Frauenarbeit melden sich einhundertdreißig Frauen. Gewiß, die Feinde haben von uns gelernt! Aber die Urnen unserer Volkskraft sind tiefer und voller, und nichts davon geht verloren.

Mitten drin aber in diesem gigantischen Kraftsparwerk des deutschen Volkes steht des Reiches Kriegsamtmann. Seine Lokomotiven durchlaufen Mitteleuropa von Flandern bis hinab nach Damaskus. Er nützt die Kraft des Geheimnisses der inneren strategischen Linie aus, in den Herzen wie auf den Eisenbahngleisen, ist in seinen Erlassen voll knapper Weisheit und wirft die Divisionen aus dem Osten nach dem Westen und umgekehrt, wie Hindenburg es befiehlt, dieweil die anderen wochenlange Seereisen unternehmen müssen, um zueinander zu kommen, was nicht immer ungefährlich für sie ist. Unsere Schaffnerinnen springen schon so gewandt auf das Trittbrett des abfahrenden Zuges, wie einst ihre Vorgänger; die Gymnasialprofessoren sammeln das Geld aus den Gasautomaten mit der gleichen Umsicht wie die städtischen Beamten, die jetzt mit der Flinte an der Brustwehr stehen; die Postilloninnen haben ihre Gäule schon im Zügel wie die erfahrensten Schwager aus alter Zeit, und das mit Rüben gestreckte Brot schmeckt allen doppelt gut, je eifriger die Herren der

Insel das Steigen der englischen Getreidepreise zu verbergen suchen.

Daß aber alles, was in uns lebt und webt an Blut und Mark, an Nerven und Muskeln, zusammengefaßt wurde durch des Reiches Kriegsamtmann zu einem Kriegstagewerk ohn' Unterlaß und ohne daß ein Finger umsonst und an der falschen Stelle geregt wird, das haben wir unseren Feinden zu verdanken.

Tu l'as voulu, George—Lloyd!





V.

Unsere Frauen.

Nach der Annahme des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst wird mancher sich im stillen gefragt haben:

„Ja, und die Frauen?“

Nur keine Sorge, auch sie wird der Gröner holen.

Während das alte Jahr durch Nebelgeriesel

und Friedensleitartikel, die beide gleich trüb waren, sich rasch dem Ende zuneigte, schlug ich mich in Berlin von einer Abteilung des Kriegsamts zur andern, von der „E. G.“ zur „R. R. U.“ und von da zur „Wumba“ und wieder zurück, pflügte mich durch Aktenstöße, bis mir die Buchstaben vor den Augen tanzten und sah langsam das Riesengerüste Gestalt gewinnen, dessen Unterbau die „Frauzentrale beim Kriegsamts“ ist.

Nicht, als ob es an tausendfachem Leben und Hingebung seit Kriegsanfang von den Frauen gefehlt hätte. Was deutsche Frauenhände, oft mitten in Tod und Verderben, an der Erhaltung des Lebens unserer Soldaten geleistet; was die von französischen Modenarrinnen und amerikanischen Überweibern viel verachtete deutsche Hausfrau gegen den englischen Auszehrungsplan durch die stillen Künste ihres häuslichen Schaffens erreicht hat; was in der Flüchtlingsfürsorge in den ersten Kriegsmonaten und später im sozialen Hilfsdienst Frauen gewirkt, das ist nicht unbekannt. Ich weiß Duzende von Bahnhöfen, an denen ich seit meinen nun bald dreijährigen Fahrten durchs Deutsche Reich und an die Fronten immer wieder die gleichen frischen Gesichter sehe, junge und alte, die in der scharfen Zugluft der Bahnhofshallen wie im brütenden Sonnendunst mit der gleichen Behendigkeit die

Züge entlang eilen, die Feldgrauen erfrischen, ihnen ein freundliches Wort sagen und — durchgehalten haben. Ich bin in den allerletzten Tagen wieder einmal durch eine Fabrik gegangen, in der sonst keine Finger Goldketten löteten, und habe immer wieder die gleichen ruhigen Augen den Bohrmeißel in die sich höhlenden Granaten auf der Drehbank setzen sehen. Ich kenne eine gelehrte Dame, die es sich in den Kopf gesetzt hat, für die vergessenen unserer blauen Jungen auf den Vorpostenbooten draußen in der Nordsee zu sorgen. Ihre Unermüdlichkeit füllte die schmalen Stahlspinde auf den kleinen, sturmumbrausten Wachtschiffen so, daß der Flottenchef die nie rastende Helferin aus der Ferne zu einem Besuch bei ihren Schützlingen vor der Jade draußen einlud. Und wahrhaftig, sie ging.

Aber alles das und tausenderlei anderes Sorgen und Mühen war keine eigentliche Mobilmachung der Frauen, keine großzügige Zusammenfassung der nüchternen Arbeitsenergie zu einem riesenhaften Bienenstock deutschen Frauensleißes. Da fehlte noch etwas. „Potsdam“ fehlte noch. Unsere Feinde lassen „Weimar“ an Deutschland gelten, aber „Potsdam“ liegt ihnen im Magen. Gesegnet sei es! Es ist nicht mehr der Krückstock und nicht das Tabakskollegium des preußischen Soldatenkönigs, es ist jetzt der Geist! Und er lebt überall in

Deutschland, nicht nur in der Mark. Ebenso wie auch „Weimar“ nicht mehr in Thüringen allein liegt. Und so ist, während sich die Frauen Frankreichs vor allem der Verhöhnung unserer Gefangenen widmen, in aller Stille in Deutschland der „Nationale Ausschuß für Arbeit im Krieg“ herangewachsen. Alle Frauenvereine von ganz Deutschland ohne Ansehung von Stand und politischer Färbung, Adelsverbände und Gewerkschaftsgruppen sind in ihm vereint unter dem Wahlspruch: „Mobilisierung der Frauen durch die Frauen.“ Und jetzt, nach zwei Monaten, fischt das Netz, das damals unter den Händen kluger und tatkräftiger deutscher Frauen Masche für Masche im Kriegssamt geknüpft wurde, aus den letzten Winkeln und Ecken des Reichs die weiblichen Kräfte zum gemeinsamen Werk.

Das Werk ist die Durchführung des Hindenburgprogramms. Das bedeutet aber neben der planmäßigen Erzeugung von Bergen von Munition nichts weniger als die Freiwerdung eines neuen Heeres für die Front. Und wenn viele von den Menschen noch nichts gespürt haben, so mögen sie ruhig sein. Die Urnen unserer Volkskraft sind tiefer und voller als die unserer westlichen Feinde. Es kommt an alle. Die Hauptsache ist, daß wenn der Ruf: „Auf zum Werk!“ vernommen wird, es an der Freiwilligkeit sans phrase nicht fehlt!

Ach, ihr denkt, ich sähe sie nicht in den Straßen, die unzeitigen und doch überreifen Affinnen hoher und niederer Herkunft, für die der Krieg im allerbesten Falle ein Paketversendungsport gegen postwendenden Briefdanke geworden ist. Oder die Weibchen, die nichts davon merken, daß ein Gericht über die Welt geht und auch über sie selber, und die in ihrer blinden Brunst sagen: „Wir müssen Männer um uns haben“ und sich dabei einbilden, das sei „naturgemäße Lebensführung“!

Aber diese Gattung ist doch nicht die deutsche Frau? Das sind Lebewesen, die mit dem steigenden Verschwinden des einzigen Gegenstandes ihrer Interessen den Reiz ihrer Anziehung bis zur Tollheit zu erhöhen suchen. Wenn mir die Grämlichen mit dem aussetzenden Herzschlag und die Moralprediger mit dem stockenden Atem der Seele immer nur mit dem Finger diese Witzblattmodelle zeigen, oder seufzend von den armen Frauen reden, die so verschwenderisch seien, und von den Reichen, die sich nur auf die Hamsterei verständen, dann muß ich lachen. Denn die deutsche Frau ist das alles nicht.

Es gibt seit Jahr und Tag in diesem Krieg stille Heldinnen ohne Zahl und ohne Ruhm. Sie wohnen hoch oben in engen Mansarden, und sie fehlen auch nicht in behaglichen Landhäusern. Jede Frau, die einen Sohn geboren

hat, der fern von ihr draußen auf dem Schlachtfeld irgendwo zwischen Waffentrümmern und Stacheldraht wieder zur Erde wird, und die darüber keine Träne zeigt, ist eine Heldin. Ihr heimliches Weinen in der Kammer geht keinen Menschen etwas an. Ich kenne ihrer viele, die zwei und drei Söhne draußen gelassen und nicht gezuckt haben. Ich weiß von Müttern, die nicht ruhten, bis ihre Jungen aus den weniger gefährdeten hinteren Linien nach vorn in die Gräben kamen. Erst als sie dicht am Feind lagen, da waren ihre Herzen zufrieden. Immelmanns Mutter hat sich geweigert, Trauer anzulegen, als sie die kläglichen Reste dessen, der einst ihr kühner Sohn war, am Bahnhof in einem blumenüberladenen Sarg abholte. Und wieviele Hunderttausende deutscher Frauen haben sich daran gewöhnt, nicht mehr zu zittern, wenn der Postbote mit Briefen kommt, unter denen auch ein Telegramm sein kann. Das Telegramm! Einer der berühmtesten deutschen Nervenärzte hat es erst dieser Tage laut verkündet, daß die deutsche Frau den aus hundert täglichen kleinen Plagen und schweren Einzelschlägen bestehenden Sturm auf ihr Seelenleben glänzend bestanden habe.

Nein, nein, das, was man die deutsche Frau nennt, das ist keine Erfindung überspannter Gehirne und begeisterter Dichter. Das

lebt in Hütten und Palästen. Eine der ältesten Greisinnen meiner badischen Heimat, die alte Großherzogin-Witwe, beschämt durch ihre geradezu Triakische Lebenszähigkeit und ihr unermüdlisches Helfen an allen Ecken und Enden viele, allzuviele, ihrer viel jüngeren Geschlechtsgenossinnen. Aber der größere Ruhm gebührt doch denen, die in den Niederungen des Lebens die Not nicht Herr werden lassen über ihre Seele. In einer badischen Stadt, die seit Jahrhunderten durch ihre Trozköpfigkeit bekannt ist, sah ich, wie man eine blasse, franke Frau zur Bahn fuhr. Sie war eine Goldarbeiterin, hatte drei Kinder zu Hause und weigerte sich seit einem Jahr, dem Mann im Feld zu schreiben, daß ein böser Gast bei ihr eingekehrt sei, die Lungenschwindsucht. Man mußte sie mit sanfter Gewalt in eine Heilanstalt und ihre Kinder in Pflege bringen. Und kaum war ihr Zug abgefahren, als ein Telegramm eintraf, daß der Mann in Urlaub käme!

Deutschland ist voll von solch verborgenem Heldentum. Bei einem Besuch in einem frommen, freien Pfarrhaus am Main habe ich zwischen Tag und Dunkel Arbeiterfrauen durch die Hintertüre kommen sehen, die dem guten Berater der Gemeinde Fünf- und auch Zehn-Markscheine heimlich in die Hand drückten „für den Krieg“, weil sie eine gute Nachricht aus dem Feld bekommen hatten.

Aber die Zeiten sind zu ernst für lautes Frauenlob ohne jeden Vorbehalt. Die Briefe aus dem Feld, das sind fast immer Herzstärkungen für die daheim, die es doch wahrlich leichter haben. Mit den Briefen aus der Heimat ins Feld sieht es ein wenig anders aus. Ich werde nie in meinem Leben die Art vergessen, in der Hindenburg von den Briefen mancher Kriegerfrauen sprach, die den Soldaten an der Front das Herz zermürben und oft die Besatzung eines ganzen Grabenstücks anstecken.

Um zu wissen, wieviel Güte und Wärme in des Feldmarschalls Herzen wohnt, dazu braucht man nur gehört zu haben, wie er von den Kriegerwitwen sprach, die trotz aller Staats- und Privathilfe eben nun doch allein den Kampf mit dem Leben aufzunehmen haben. Was er aber über die Frauen dachte, die mit langen Briefen voll übertriebener Wehklagen dem Manne im Graben das Herz schwer und den Arm lahm machten, das verriet er mit keinem Wort. Er stellte nur die Tatsache fest. Das übrige stand in den vertieften Falten über der Nasenwurzel und in den halbgeschlossenen, sich verdunkelnden Augen geschrieben. Wie eine Wetterwolke zog es über sein Gesicht. Man sah es dem stumm und verschlossen dastehenden Feldherrn an, daß er diese stillen Papiergranaten aus der Heimat in den

Rücken der eigenen Front für gerade so gefährlich hielt, wie den Raub der Schieber und Wucherer am Volksgut. Denn beides sind Sauger. Der Wucherer saugt am Mark des Volkskörpers, die unnötige Angst geschwägiger Frauen aber frißt den Soldaten an der Seele. Wer den Männern nichts ins Feld zu schreiben weiß, als daß des Nachbars Karl in die Fabrik reklamiert sei und es jetzt gut habe, während ihr Mann im Graben liegen müsse; daß die Frau des Kameraden ihres Mannes mit den Urlaubern liebäugle; daß es überhaupt nichts mehr zu essen gebe; der oder die begeht fahrlässigen Landesverrat.

Ich weiß es von mir selber, daß der schwerste Gang der ist, wenn man zu einer jungen Mutter gehen und ihr sagen muß: „Er ist nicht mehr da!“ Aber von denen, deren Männer im Sturm der Granaten einer ganzen Welt das Blut und die Seele behalten haben, ist es Habgier, wenn sie nur sticheln und heizen, um selber getröstet und beruhigt und getätschelt zu werden, von ihm, dessen Not doch vielhunderttausendmal größer ist als ihre eigene.

Und diese Not ist klein im Vergleich zu allem, was unsere Helden an der Front erdulden. Noch nie ist, seitdem die Welt steht, in einem Land „geteilt“ worden wie heute in Deutschland. Es braucht nicht die Weisheit eines durch nichts zu beruhigenden Querkopfes,

um die tausend Mängel zu erkennen, die der Umbau der Grundlagen unserer Wirtschaft mitten im Weltkrieg mit sich gebracht hat. Aber wer nicht fühlt, daß es jetzt für Deutschland zwischen Wachsen und Vernichtung kein Drittes gibt und wer nicht über alle Not hinaus im größeren Reich auch das hellere Heim und die wärmere Heimat in der Ferne sieht, der ist allerdings verloren für das, was man die Staatswerdung Deutschlands nennt. Nur das starke gemeinsame Tragen der Kriegsnot gebiert den ganzen Stolz, aber auch das ungeschmälerte Recht auf die Heimat und das Vaterland.

Keine Frage ist mir bei meinem vielen Gängen durch Mietkasernen und Bauernhäuser und durch Bürgerwohnungen und Gebäude mit Aufgängen „für Herrschaften“ und „Diener-schaft“ aus Frauenmund so peinlich gewesen, wie das nicht oft, aber doch manchmal gehörte Wort:

„Warum hören wir denn nicht auf?“

Es ist ein gutes Ding um eine Frau, in deren Wohnung kein Stäubchen zu entdecken ist, und die auch nicht erschrickt, wenn die Engländer das Nestlesche Kindermehl für Kriegsmaterial erklären und die Begabung der Deutschen zum Hungern sehr hoch einschätzen. Aber es gibt Selbstverständlichkeiten, die jetzt auch jede deutsche Frau wissen muß!

Deutschland steckt mitten drin in einem Ring eifersüchtiger Staaten. Der kühle, alte Feldmarschall Moltke hat es schon gewußt: „Der Michel zieht nur sein Schwert, wenn es nicht mehr anders geht.“ Der Gedanke, ein Eroberervolk zu sein, ist den meisten aller Deutschen von jeher fast wie eine Krankheit vorgekommen. Der deutsche Kaiser hat oft mit der lebhaften Geste seines Temperaments unseren unbeugsamen Verteidigungswillen über die Welt hingerrufen, wenn das Geflüster der Wegelagerer rings um uns herum gar zu hörbar wurde. Aber in seinem Herzen lebte immer der aufrichtige Wille zum Frieden. Er darf es auch von denen, die oft wesentlich anderer Meinung waren als er selber, beanspruchen, daß sie seine Rede aus dem Jahre 1905 nicht vergessen, darin er „gelobte, niemals nach einer öden Weltherrschaft zu streben. Denn“ — so begründete er sein Versprechen — „was ist aus den sogenannten großen Weltreichen geworden? Alle die großen Kriegshelden haben im Blute geschwommen und unterjochte Völker zurückgelassen, die im ersten Augenblick wieder aufgestanden sind und die Reiche zum Zerfall gebracht haben. Das Weltreich, das ich mir geträumt habe, soll darin bestehen, daß es nicht auf Eroberungen begründet ist, nicht durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen

strebenden Nationen. Kurz ausgedrückt, wie ein großer Dichter sagt: „Außenhin begrenzt und im Innern unbegrenzt!“

Das waren Gedanken, die für neun Zehntel aller Deutschen ein nationales Programm bedeuteten. Aber „die andern“ wollten es anders. Sie haben die Kriegsfackel ans deutsche Haus gelegt. Wir waren Schaffer. Der Schöpferdrang der Jugend ging von uns aus. Wir wuchsen ebenso wie ein Baum wächst. Er kann nicht anders. Das nahmen die andern uns übel. Ringsum schoß der Neid und der Haß ins Kraut. Dieser Stamm sollte fallen. Denn sie waren doch die Auserwählten: die Engländer! Und sie — die Vollstrecker einer geschworenen Rache: die Franzosen! Und sie, die Unerfättlichen, denen kein Bissen zu schlecht war: die Russen!

Sie wollten uns töten. Ach, ihr glaubt das nicht, ihr gutmütigen Weiber des deutschen Michels? In einem der berühmtesten Kriegsbücher Englands, das eine bekannte Schriftstellerin, Mrs. Ward, an ihre amerikanischen Freunde geschrieben hat, erzählt sie triumphierend, wie belgische und englische Munitionsarbeiterinnen ihr als ihr tiefstes Herzensbekenntnis anvertraut hätten: „Il faut tuer les Allemands!“ — „One must kill those devils!“ „Man muß sie umbringen, die Deutschen, diese Teufel!“

Wir glaubten zuerst nicht an solchen Haß. Erst an den wachsenden Riesenanstrengungen des Feindes merkten wir allmählich den wahnwitzigen Ernst seines Vernichtungswillens. Erst die satanische Zähigkeit der andern weckte in uns den ganzen Selbsterhaltungstrieb. Eine solche Liga der Hölle hatten wir nicht für möglich gehalten. Wie konnten wir da ans Aufhören denken? Aufhören hieße Vernichtung, Knechtung, Aufteilung von Deutschland. Aber wir sind merkwürdige Menschen. Das Gewissen läßt uns niemals Ruhe. Wir mußten noch einmal etwas tun, was noch nie in der Weltgeschichte dagewesen war. Unser alter Zwang zum Rechenschaftgeben vor uns selber hieß uns den letzten Schritt tun, um Europa das Allerschwerste zu ersparen. In seinem Friedensangebot vom 12. Dezember stand der Kaiser noch einmal zu seinem alten Friedensbekenntnis aus dem Jahre 1905. Es war ihm und uns allen heiligster Ernst damit.

Wenn die Feinde nun aber ablehnten?

Würde dann noch ein Mensch in Deutschland fragen: „Warum hören wir denn nicht auf?! Wir haben doch gesiegt in Ost und West?!“

Wenn es dem Silvesterabend zugeht, dann treibt es mich heim. Aber der Krieg ist eine Lokomotivfrage, wie der General Gröner sagt.

Zudem — wie viele feierten Silvester nicht daheim! Man macht dann und wann einmal solche simplen Entdeckungen bei sich selbst und schämt sich dann ein wenig. So blieb ich denn nach einem mißlungenen Versuch, die letzten Stunden des Jahres mit den Meinen zu verleben, allein in der schwäbischen Hauptstadt sitzen.

Ein ungeheures Erwarten schwoll durch den Silvesterabend. Die sogenannten vereinigten Regierungen der Entente hüllten sich immer noch in Schweigen. Sie wollten den Vorhang wahrscheinlich erst auf den letzten Tag des alten Jahres hochgehen lassen. Sie lieben die Symbole, haben sich in diesem Krieg aber schon schwer vergriffen und die höchsten Feiertage für ihre größten Dummheiten auserwählt.

Ich sah aus dem Gasthoffenster hinaus auf die Straße und hinauf am funkenbesetzten Berggrund. Da drängten sich unten an einer Ecke Männer und Frauen um eine Verkäuferin von Extrablättern. Ich eilte hinunter. Es war die Antwort der andern. Wie eine Erlösung wirkte diese würdelose, hochtrabende Weigerung zur Vernunft von den vereidigten „Vertretern der Kultur und Menschlichkeit“. Jetzt war geschehen, was Deutschland vom Schicksal not tat zur ganzen Klarheit und zur ganzen Einigung.

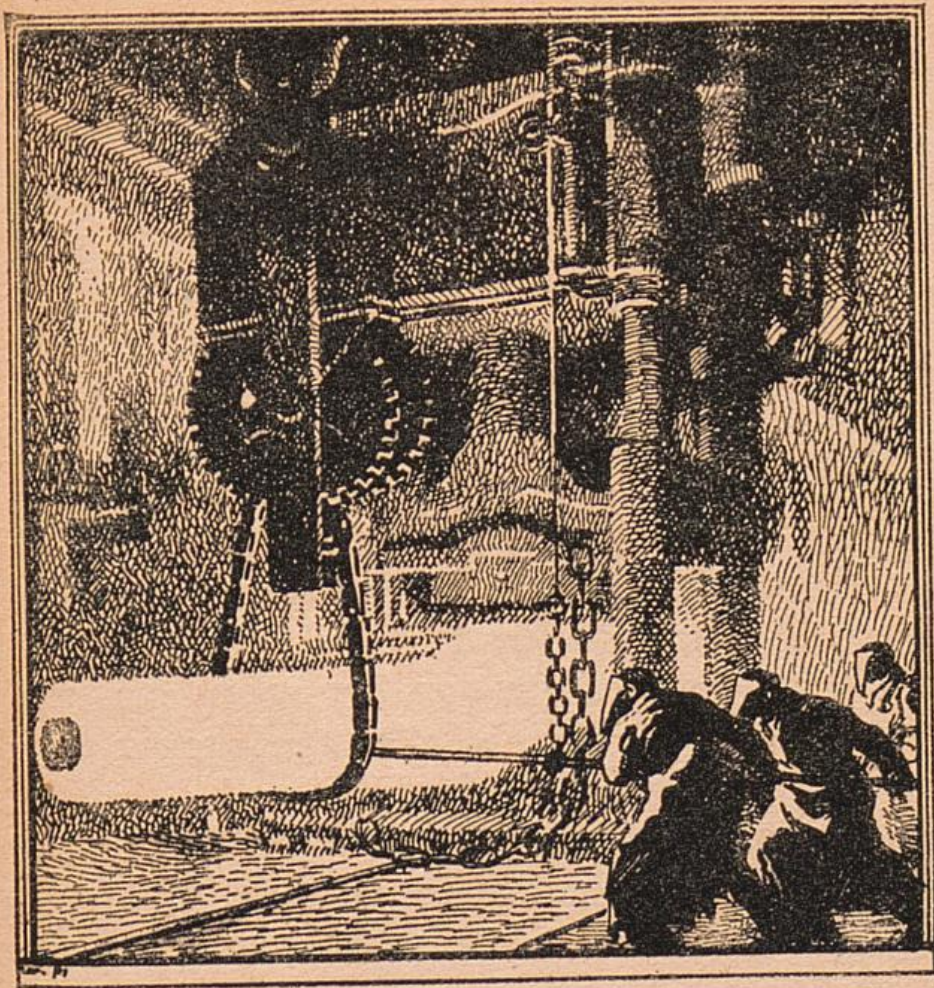
Bis 11 Uhr nachts ließ ich das schwere Glück dieser Schicksalsstunde durch mich hindurchbrausen. Dann hielt ich es allein nicht

mehr aus. An den großen Festen muß ich Kinder um mich haben, und Frauen, Großmütter voll Enkelstolz und junge Mädchen mit einer Welt voll Hoffnung in den Augen und mit den ersten süßen Ansätzen von Klugheit in der kleinen Stumpfnase. In einer Viertelstunde war ich oben am Berg inmitten einer festlichen Silvesterfamilie, die unter alten deutschen Bräuchen, unter heiterem Bleigießen und erster Zwiesprache, das junge Jahr erwartete.

Endlich schlug es Mitternacht. Das Gedröhne und Gesumme der Silvesterglocken wogte feierlich über die Stadt hin und schwoll für jeden, der Ohren hatte zu hören, an zu einem Sturmgeläut und zu einem Uttinghausenruf über die ganze Heimat. In den wandernden Lichtkegeln der gegen Fliegerangriffe aufgestellten Scheinwerfer tauchten die alten Dächer und schweren Türme auf, und es war, als ob sie hineinleuchten wollten in jede Kammer und in jede Stube und allen, ganz besonders aber den Frauen, sagen:

„Merkt auf, jetzt kommt das große Jahr!“





VI.

Wolf in Glut.

Neujahrssanfang!

Im Anfang war die Tat! So übersetzte Faust die ersten großen Worte des heiligen Buches, als er aus seiner einsamen Gedankenkammer hinabstieg in die irrtumsreiche, aber ereignisstrohende Wirklichkeit des Lebens. Waren wir bis jetzt nicht auch alle immer noch

Fendrich, „Wir“.

mehr Kopf als Faust gewesen? Mehr Überlegung als Tat? Nicht aus Schwäche, aber halt weil „wir“ Deutsche sind? Um der Rechenschaft willen vor uns selber und der Ewigkeit, die wir nie aus den Augen lassen können, weil wir sie selber darinnen haben! Weil die Stunde noch nicht da und die Zeit noch nicht erfüllt war?! — War es nicht so?

Der Neujahrsmorgen brachte einen frostigeren Tag und dazu den amtlichen Wortlaut der Rede, die uns die Herren von den feindlichen Regierungen für 1917 halten zu müssen glaubten. Ich las sie von der ersten bis zur letzten Zeile. Dieser Salat von erlogenen Gefühlen, geschwollener Frechheit und dummer Fälschung wollte verdaut sein. Die Herren Briand, George und Trepow als Salomos des Erdballs hinter dem aufgezogenen Vorhang des neuen Jahres, das war immerhin nicht alltäglich. Daß einige unserer klügsten Tageschriftsteller auch noch in der tollen Antwort unserer Feinde einladende Spalten und offene Türen der Verständigung entdeckten, das war weniger ungewöhnlich. Die Kunst, den guten Willen bis zur Entwürdigung zu treiben, das war noch immer der Fehler unserer größten Tugend.

Aber jetzt ging es darum, wer ein Mann war und wer nicht.

Nun donnerte über die von Granattrich-

tern zerrissene Erde Europas das Schicksal der Völker seiner Vollendung und seinem Ziel entgegen. Ein Weltenbeben wie noch nie erschütterte die alte Erde, und der Flammenhauch einer riesengroßen Zeit wehte über uns alle hin. Was waren da die Bemühungen grundgescheiter Männer, wie Scheidemann, Delbrück und anderer, was waren sie anderes, als die hilflosen Versuche von Weichenstellern einer Wizzinalbahn, die einen daherbrausenden Orientexpresß zum Halten bringen wollen?!

Wer konnte jetzt noch Zeitungen lesen? Der Noten waren nun genug gewechselt. Aber Granaten, Torpedos, Unterseeboote, glühende Kanonenrohre, schwingende Riesenkrane und Menschen, Männer und Frauen, mit harten, entschlossenen Gesichtern, die ruhig arbeiteten in surrenden Maschinensälen und beim hämmernden Umboßklang, das war jetzt das einzige Erträgliche für einen, der draußen an der Front nicht mehr selber mitmachen konnte.

In einer Stadt, die wie von einer Riesenfelle an die Bergwand hingemauert ist und sonst goldenen Zierat und silbernes Spielzeug über die ganze Erde hingestreut hat, steht ein großer Fabrikbau. Schon die weiß- und gelbglasierten Backsteinmauern zeigen, daß der Mann da drinnen auf Schmuck und Kunst hält. Der Besitzer ist einer von unten auf. Der schöngetäfelte Vorraum, darin wie in einem großen

Schmuckkästen in Glaschränken und auf schwarz-samtene Musterkarten tausend Dinge lagen, um Frauen- und Kinderaugen zu entzücken, hielt mich nicht lang auf. Eine Türe öffnete sich, und aus Schmuck und Sand, Glitzern und Schimmer traten wir in das Getöse der Kriegsarbeit.

Wo sonst dünne Bleche aus Edelmetall gestanzt wurden, da schlugen jetzt schwere Maschinen runde Stücke aus langen Stahlstreifen. Die türmten sich in wenigen Minuten zu hohen Säulen und wanderten dann zwischen die Eisenarme einer andern Maschine, die aus ihnen mit einem einzigen Kolbenstoß gefällige Becher zurechtdrückte.

„Ach, wohl Trinkbecher für unsere Feldgrauen?“

Aber eine dritte Maschine stanzte den Bechern mit einem leisen, starken Bolzenschlag den Boden aus, und dann wanderten sie in flinke Mädchenhände, aus denen sie braun lackiert hervorgingen. Eine Heißluftkammer trocknete sie rasch. Weiter unten im Saal wurde anstatt des Bodens ein spinnwebefeinnes Drahtnetz eingenietet.

Jetzt begriff ich: „Ach so, Gasmasken.“

„Jawohl, Chemikalienbehälter für Gasmasken.“ Zehntausend Stück im Tag.

Und überall hämmerten und stampften und klopften die Maschinen, die Räder sausten, und die Übertragungsriemen schnurrten. Aus

kleineren Maschinen drangen unter den hurtigen Händen kleiner Mädchen Tausende von Knöpfen. Alles nur ein Schlag, und Form und Löcher waren fertig. Die Hosen unserer Soldaten müssen gut halten.

„Ja und die Hände aller dieser Frauen und Männer, die sonst mit Winzigkeiten hantiert und mit feinen Zangen hohen Goldeswert und teure Steine gefaßt haben, werden die sich aus den groben Griffen wieder zurückfinden in das feinfühliges Tasten ihrer Friedensarbeit?“ So fragte ich.

„Ich weiß es nicht. Jetzt ist Krieg. Alles andere ist einerlei,“ war die Antwort.

In einer andern Fabrik, wo sonst die Gioconda und die Sixtina und alle großen Bildwerke der Renaissance auf lauterem Gold in erhabener Arbeit ausziselirt wurden, stehen jetzt mit hohen Schürzen bis an den Hals hundertweis die Mädchen im spritzenden Bohrwasser vor werdenden Granaten. Die Haufen von Stahllocken, die das Messer von den Rohlingen herabschneidet, werden von flinken Knaben hinweggeräumt. Ein Knirschen und Zischen und Pfeifen erfüllt die langen Räume, in denen die Treibriemen wie ein wirres Netzwerk durcheinander rasen.

An einer Drehbank stand eine schwarze, junge Frau mit aufeinandergepreßten Lippen und heißen, dunkeln Augen. Sie verrückte

keinen Blick von ihrer Arbeit. Mich trieb's zu ihr hin. Die mußte ich etwas fragen. Sie gehört zu den Schwerstarbeiterinnen und bezieht die Fleisch- und Brotration ihrer Arbeitswürde. Man sieht es ihr an. Die Engländer hätten keine Freude an ihr.

„Was denken Sie, wenn Sie so den ganzen Tag dastehen und eine Granate nach der anderen aushöhlen? Das weiße, spritzende Bohrwasser, das da aus den Röhrchen auf den Bohrer läuft, verschönt die Haut doch gerade auch nicht?“

Sie zuckte mit keiner Miene und sah mich nur eine Weile lang an mit ihren ruhigen, dunkeln Augen. Dann sagte sie:

„Denken? Was gibt's da viel zu denken? Ich bohre meine fünfzig Stück im Tag. Aber wenn ich einmal etwas denke, dann sagt's in mir immer: ‚Ah, aushungern wollt ihr uns? Nun gut, wir sind gar nicht so und wollen euch auch etwas zukommen lassen. Bitte, schluckt einmal das da! — Und dann geb' ich die fertige Granate dem Karl da drüben.“

Der „Karl“ und viele andere Jungen standen in einem freien Gang des Saales und „schuäkten“ einander, wie die Maurer an einem Bau es bei den Ziegeln machen, die fertigen Granaten zu.

Der Anblick tat wohler, als der schönste Leitartikel über den künftigen Frieden durch Vermittelung des Herrn Wilson.

Kreuz und quer fuhr ich in den ersten Januarwochen durch Deutschland. Überall, in stillgelegten Fabriken und in neuen Werken, sah ich Eisen und Stahl eindringliche Gestalt gewinnen zu passenden Gegengaben für unsere ritterlichen Feinde, deren wildeste Angriffe ja dem Magen unserer Kinder und Frauen gelten. Ich wußte gar nicht, daß es so viel Eisen und Stahl gab auf der Welt.

Ach, wie oft habe ich zwischen den langen Drehbänken mit ihren Eisenspänenhügeln an unsere alte Kanonenkugel zu Hause gedacht. Sie stammte aus dem Siebziger Krieg, war eine Ausbläserin, und meine gute Mutter hatte sie im Keller als Beschwerer auf dem Sauerkrautfaß liegen. Ein ehrwürdiger Rost schmückte sie, und man konnte den gekrümmten Finger als Henkel in ein gemütliches Loch stecken, wenn man sie von den Brettern nahm, um Sauerkraut zu holen. Ich habe diese brave Kugel lange in meiner Jugendzeit als das letzte Überbleibsel einer für immer vergangenen Menschheitsperiode der Kriege angesehen. Und jetzt nach einem Menschenalter wanderte ich durch das damals gewordene Deutsche Reich, sah Hunderttausende von Händen drohend blinkende Stahlzylinder mit mächtigen Wänden drehen, polieren, füllen und mit Zündern versehen. Manche davon waren so groß, daß sie nur auf kleinen Wagen mit breiten, gedrunge-

nen Rädern von ihrer Geburtsstätte hinweg vor die Fabrik und von dort in das donnernde Leben des Weltkriegs geführt werden konnten.

Alles nur, weil die andern es nicht anders haben wollten.

Und alles ist wieder genau so geworden wie damals. Nur die Maße sind gewachsen und die Zeiten und die Entfernungen. Alles hat Riesenumfang angenommen: die Granaten, der Wahwitz und die Lüge. Was damals ein Gespann mit zwei Pferden in einem Tag fertigbrachte, das leistet jetzt ein Auto in einer Stunde. Was man damals in einer großen Schlacht verschöß, das wird jetzt in wenigen Minuten aus den Rohren getrommelt. Was damals das zusammenbrechende Kaiserreich der Franzosen seinen Soldaten und Bürgern auf handgroßen Extrablättern vorschwindelte, das wird jetzt von den Zeitungen der halben Welt auf zentnerschweren Rotationsrollen gegen uns zusammengelogen. Aber nicht nur die Kräfte des Bösen sind ins Ungeheure gestiegen. Auch Güte und Tapferkeit quillt aus übervollen Herzen. Der Übermensch wächst heran in diesem Krieg. Nicht als überspannte Einzelperson, sondern als Massenerscheinung. Guter, großer, armer, kranker Nietzsche! Was dein Zarathustra an Alpenhöhe und Firnenfalte im Menschen erträumte, das ist längst überholt von jedem Feldgrauen ohne Knopf und ohne

Kreuz, der tagelang in den Wolkenbrüchen von Granaten und Minen gestanden hat und sein Herz nicht aus dem Takt kommen ließ. Luft, Wasser, Feuer, Erde, alle Elemente sind des Kriegers Heimat geworden. Er kämpft über den Wassern und unter dem Boden und umgekehrt. — Er ist Adler, Löwe, Fisch und Maulwurf geworden, alles nur, um Tod zu säen und Leben zu erhalten.

Wem hätte das alles nicht schon den Atem verschlagen? Aber wer ist so armselig, daß er von der Größe der Zeit noch gar keinen Hauch verspürt?

In einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland hörte ich schon beim Aussteigen am Bahnhof ein Orgeln und Brausen, als ob ein Duzend Fluggeschwader in der Luft kreuzten. Und doch standen am Himmel nur weiße, stille Föhnwolken. Die Straßen waren ein einziger schwarzer Morast. Wo bist du geblieben, sauberes Pflaster der kleinen deutschen Städte? Mein Führer klärte mich auf. Die Hunderte von Lastautomobilen aus der großen Kraftwagenfabrik pflügten auf ihren Probefahrten alles auf, bis tief unter den Schotter. Da halfen auch die Bataillone kriegsgefangener Erdarbeiter mit ihren roten Käppis und flachen Tellermützen nichts mehr. Je mehr wir uns den fahlen Riesenbauten aus Eisenbeton mit den nüchternen Fensterreihen näherten, desto

wilder wurde das Tosen in der Luft. Endlich klärte sich das Rätsel auf. In einem von hohen Mauern umschlossenen großen Viereck auf freiem Feld raste der Sturm von Duzenden von Luftschrauben. Ein Posten stand in einem Schilderhaus vor der Tür. Hier wurden die fertigen Flugzeugmotoren von der militärischen Abnahmekommission auf ihre letzte und höchste Leistungsfähigkeit geprüft. Ein ganzes Armeekorps von Arbeitern baut in dem großen Werk aus Stahl und Aluminium die starken, getreuen Kraftspenderinnen, die unseren Fliegern alle Erden schwere nehmen.

Es ist eine schweigsame Arbeit für Gehirn und Nerven, sich tagelang durch endlose Fabrikäle unter einem Wirrwarr laufender Treibriemen durchzudrücken, wo junge Hände mit stopfnadeldünnen Bohrern Löcher in Stahlstücke drehen, als ob es Wachs wäre; wo schwarze Gesellen vor glühenden Essen mit einem einzigen Dampfhammerschlag einem ungefügen Stück Eisen Form beibringen; wo nachdenkliche Graubärte mit Kunsthandwerkerköpfen, die auch Albrecht Dürer oder Hans Holbein Freude gemacht hätten, die Motoren zusammensetzen. Aber mitten in Kohlendunst und Ölgeruch, Surren und Pfeifen, Arbeitslärm und den ins Ohr geschrienen Erklärungen des Führers lacht einem das Herz im Leibe.

Denn alles das sind „Wir“. Wo war jetzt

die feindliche Luftübermacht aus den Anfängen der Sommeschlacht? Dieses Armeekorps von Soldaten ohne andere Abzeichen als Schwielen an den Händen und Schweiß auf der Stirne hat es geschafft, daß sich immer dichtere Schwärme von deutschen Fliegern über die feindlichen Geschwader erheben und sie verjagen konnten.

Ein anderes Bild.

Auf dem Rhein schleppen mit schwarzqualmenden Raminen freche, kleine Dampfer dicke, lange Kohlenfähne hinter sich her. Gleich sechs und sieben aufs mal. Am Ufer steigt der Feueratem ganzer Wälder von Raminen und Hochöfen in die Winterluft. Es ist erst drei Uhr nachmittags und doch schon fast Nacht. In den Walzwerken fliegen wie glühende Schlangen Schienen hin und her, werden von Männern mit langen Zangen gepackt, gewendet, von neuem zwischen die Walzrollen gezwungen, und immer wachsen sie in die Länge, bis der Meister auf der Seite winkt, nun sei's genug. Schwebende Gitterbrücken fahren hoch oben durch die Hallen und tragen in Ketten mit armsdicken Gelenken glühende Rohre. Aus Riesenbirnen fließt flüssiges Erz wie Rosenglut in hohe Gußformen, und ein Riese mit nacktem Oberkörper schöpft mit einer langen Kelle die Schlacken oben herunter. Auf sprühende Blöcke von Baumstammstärke sausen

donnernd vielzentrige Dampfhämmer. Die Erde zittert, und man meint, das ganze Werk müsse in Stücke gehen. Aber nichts geht in Stücke.

Was war da Thors Hammer für ein Spielgerät gegen diese Gigantenwerkzeuge! Und was kann da unsereiner tun, als staunen und schauen?

Ganze Stunden lang könnte man da ohne Führer umherirren und keinen Ausweg finden. Frauen in engen Jacken und blauen Hosen tun überall Männerwerk. Meuniergestalten! Auf einem Riesenamboß liegt ein glühender Stahlfloß. Auf den Wink eines alten Mannes in einem kleinen verglasten Raum fährt immer und immer wieder die vielfache Zentnerwucht des Dampfhammers auf die unförmige Walze. Aber siehe, das Ding nimmt Form an. Drei Arbeiter mit nervigen Armen und langen Zangen und Schuttschilden gegen die Glut vor dem Gesicht wenden und drehen den Glutfloß auf seinem harten Bett. Er wächst in die Länge, spitzt sich zu und wird dann, immer noch glühend, auf einen niederen Eisenwagen geladen, den zwei junge Burschen im Trab davonsühren.

„Das gibt Zweiundvierziger!“ erklärt mein Begleiter.

Als das Stück an mir vorbeifuhr, mußte ich einen Schritt zurücktreten, so glühte und sprühte und lachte mit sengendem Hauch die junge Riesengranate. Und ich gestehe, auch dieser

Anblick machte mir mehr Freude, als der aussichtsvollste Leitartikel über den idealen Grundzug im Charakter des Herrn Präsidenten Wilson.

„Nun will ich Ihnen noch etwas Besonderes zeigen,“ sagte der mich begleitende Ingenieur. Über feuchten, schwarzen Boden ging's in leichtem Anstieg zu einem der Hochöfen. Er war voll schwimmender Eisenglut und reif zum Anbruch. Wie Zwerge standen die acht Arbeiter vor dem ungeheuren Schmelztiegel. Sie setzten eine sechs Meter lange Eisenstange an der Stelle an, wo die Ausflußöffnung mit feuerfesten Steinen vermauert ist. Das war der einzige wunde Punkt des Erzherds. Ruck auf Ruck stießen im Takt die Acht die schwere spitze Stange hinein, ramnten und bohrten und brachen hindurch. Zuerst fuhr es nur heraus, wie die Sonne aus einem großen Feuerwerk. Aber immer tiefer drang die Stange und immer wilder stießen die acht Gesellen. Endlich mußte das Schmelzgut erreicht sein, denn eine Riesengarbe von Funken sprang heraus und umkreiste wie eine Gloriole die schwarzen Gestalten. Daß keiner von ihnen verbrannte, schien mir ein Wunder. Aber sie mußten es besser wissen. Plötzlich, wie auf ein Kommando, stürzten sie zurück, und langsam und herrlich, goldrosa quoll ein Feuerbach in das schon gezogene Sandbett . . .

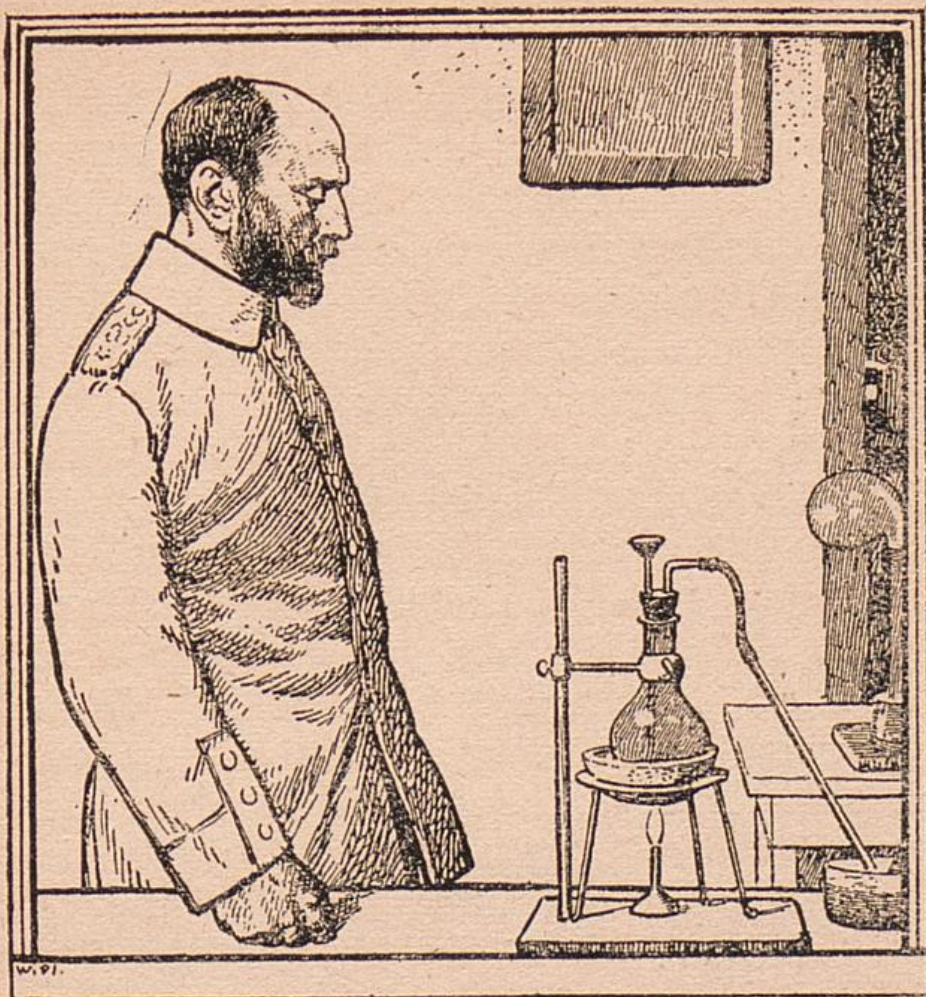
So steht ganz Deutschland in einer Flam-

menglut der Arbeit. Nicht nur in den Stahlwerken, Granatdrehereien, Torpedowerften und chemischen Laboratorien! Auch der Büromensch in den Regierungsgebäuden und in Privatunternehmungen weiß nichts mehr vom Achtstundentag. Ich kenne Offiziere mit breiten, dunkelroten Streifen an den Beinkleidern, die nachts um zwei Uhr von der Arbeit nach Hause fahren und morgens um zehn Uhr schon wieder die ersten Besuche empfangen. Es gibt Ärzte, die darüber lachen, daß man früher einmal meinte, der Mensch müsse dreimal im Jahr seine Ferien haben. Hindenburg hat gerufen. Wer zögert noch, sein Letztes herzugeben an Kraft?

Und doch! Von alledem wissen einige in Deutschland immer noch nichts. Die sitzen behaglich hinter dem Vorhang und sind sich noch nicht klar darüber geworden, was es heißt, auf eine verschämte oder unverschämte Art ein Faulenzer zu sein, derweil ihr Volk in Glut steht.

An alle diese Herrschaften habe ich nur den einen Wunsch: Wenn wir gesiegt haben und die Glocken läuten den Frieden ein, und die von draußen ziehen mit Sträußen an den Helmen durch die Straßen, dann bitte, laßt Eure Fahnen drinnen, haltet Euren Mund, schreit nicht Hurra, sondern tut das, was Euch am besten ansteht: Euch einmal redlich schämen!





VII.

„Gesam, tue dich auf!“

Aber die Geschichte ist gerade umgekehrt, wie in dem Märchen von Tausendundeiner Nacht. Die vierzig Räuber geleiteten den guten Ali Baba nicht in die Wunderhöhle voller Schätze und Reichtümer, sondern sie setzten ihn einsam auf sein eigenes kleines Land, schnitten ihm alle Wege zu den fruchtbaren Gärten der

Welt ab und sagten: „Nun hungere und stirb!“ Aber den Gefallen tat er ihnen nicht, sondern aß und trank, lebte und rechte seine Arme, daß es den Räubern ringsum immer hanger wurde.

Ali Baba, das ist Deutschland, das Land der Denker und Dichter und Schaffer. Die theoretische Naturwissenschaft hat neben ihrer Schwester, der praktisch zugreifenden Technik, ein Friedensalter lang gearbeitet und gewirkt in aller Stille, peinlich, nüchtern, unermüdlich und immer darauf bedacht, ja nichts anderes zu sein als Wissenschaft. Wenn dabei etwas herauskam, schämte sie sich echt deutsch. Ob sie wollte oder nicht, es tauchte Wunder um Wunder unter ihren Händen auf. Unter ihren Augen und Mikroskopen wurde die Welt ein einziges Strahlen von unsichtbarem Licht. Ali Baba war vor allem Sucher, Forscher, Entzifferer. Die ganze Welt wollte er entziffern in ihrem geheimnisvollen Alphabet.

Da kam der Krieg und Ali Baba mußte für sein Volk sorgen. Was halfen ihm die Brillen und die Gelehrtenstirnen? Es wollte essen und trinken, und die Soldaten brauchten Pulver und Granaten.

Da ging er mitten auf den Markt. Denn er wußte mehr, als er bisher verraten hatte. Und er rief in die Tiefen und in die Höhen, hinab zur deutschen Erde und hinauf in die Lüfte über allen deutschen Gauen, in die Hei-

den und Wälder mit lauter Stimme: „Gesam, tue dich auf!“

Ich will weniger poetisch reden. Es gibt Leute, die das nicht ertragen.

Weniger geheimnisvoll ausgedrückt: Es gibt einen deutschen Professor der Chemie. Der führte den schönen Namen Haber.

Solange das deutsche Kriegsbroß Haber hat, wird es auch Feuer haben. In allem Ernst wird es sich nachher erweisen, daß das mehr ist, als ein müßiges Wortspiel. Den vertrauten Titel „Seine Beistilenz“ hat der Professor in der schlichten Hauptmannsuniform erhalten in Anbetracht seiner Tätigkeit als besonderer Sachverständiger für Gasgranaten. Aber das ist nur eine Nebenbeschäftigung dieses deutschen Suchers und Finders, die unseren Feinden schon erheblich in die Nase gestochen hat. Er hat Größeres getan, als das. Er hat einen der tiefstgemauerten Glaubenssäße des sogenannten gesunden Menschenverstandes umgeworfen, nämlich, daß man nicht von der Luft leben könne.

Wir leben jetzt von der Luft. Auf mehr als eine Art. Mit Lunge und Magen, aber auch dadurch, daß wir uns mit unserer guten deutschen Luft den Feind vom Halse halten.

Stickstoff ist der Mörtel der irdischen Welt. Männerkraft, Frauenschönheit, Pflanzenblüte, alles das ist unmöglich ohne den Stickstoff. Ohne Stickstoffzellen bricht der grüngoldene

Fendrich, „Wtr“.

Baum des Lebens rettungslos in sich zusammen. Nun schwammen vor dem Krieg Tausende von Dampfern und Segelschiffen vom Zipfel Südamerikas in die Häfen der Wasserfante und schleppten uns anderthalb Millionen Tonnen jährlich an Chilesalpeter und schwefelsaurem Ammoniak zu. Das war unser Rohmaterial für die Stickstoffbereitung. Nur ein Fünftel davon wanderte in die großen Werke der Industrie. Die anderen vier Fünftel erschienen in den tausenderlei Verkleidungen, wie die Natur sie liebt, auf unsern Tellern und Tischen. Des Landmanns streuende Hände segneten die deutsche Erde mit der Kraft des fremden Südens, und am Stickstoff aus Chile schollen auf unseren Feldern die Ähren und gaben reichliches deutsches Brot.

Am 4. August 1914 war es auf einmal aus mit alledem und noch vielem anderen. England regierte die Wogen der Meere und konnte hungern lassen oder nicht, wen es wollte. So hatte der Gentleman der Welt sich das wenigstens ausgedacht. Er hatte Übung in diesem Fach. Die Indier wissen einiges davon zu erzählen. Aber bei Deutschland hatte er wohl vor allem den Professor Haber vergessen.

Es gab auch vor dem Krieg schon anderen Stickstoff als den aus Chilesalpeter und schwefelsaurem Ammoniak. Die Norweger kannten schon vor uns den Kalkstickstoff. Aber der

deutsche Professor wollte höher hinaus. Er hat die Luft erobert, so wie der Graf Zeppelin, nur auf eine andere Art. Die Atmosphäre, die wir alle atmen, besteht zu vier Fünfteln aus Stickstoff und zu einem Fünftel aus Sauerstoff. Wie diese vier Fünftel von Professor Haber zu Düngezwecken eingefangen wurden; wie während des Kriegs in wenigen Monaten gewaltige Fabriken aus der Erde schossen, die uns für alle Zeiten unabhängig machen von Chile; wie aber auch mitten im Krieg dem deutschen Hauptmann die Herstellung des „synthetischen Ammoniaks“ aus Luftstickstoff gelang; und wie er dadurch von einem Professor des Lebens für uns auch zu einem Professor des Todes für die Feinde wurde, davon verstehe ich selbst nicht übermäßig viel. Ich weiß nur, daß wir beides haben: Leben und Tod aus der Luft! Denn Granaten füllen kann man nicht ohne Salpetersäure. Diese entsteht aus synthetischem Luftammoniak. Und den verdanken wir ebenso wie zum Glück unsere Feinde dem Professor Haber.

So hat die deutsche Naturwissenschaft auf ihre Art in aller Stille Schlachten schlagen helfen. Nur eine Frage hat mich bei dieser Dienstbarmachung der einfachen Himmelsluft zur Lebensspenderin und Todbringerin geplagt. Als mir in den letzten Januartagen die alte Erzellenz der Chemie in der badischen

Hauptstadt im großen Studierzimmer inmitten von Bücherschränken und Reagenzgläsern das Wunder von der Unterjochung der Luft erklärte, überfiel mich auf einmal die Angst des Ahnungslosen. Nach einer Verlegenheitspause fragte ich, wie lange die Luft eine solche Ausräuberung eigentlich aushalte. Da lächelte der alte Gelehrte mit seinem klugen Kopf, aus dem noch viel unverdorbene Bauernkraft spricht, und meinte, die Neugier danach habe auch ihn schon einmal gequält; er habe die Geschichte ausgerechnet. Dann hielt der alte Herr die beiden Hände etwa auf halbe Meterweite auseinander, um mir zu zeigen, welche Zahlenreihe von Jahren er herausbekommen habe. Ich konnte mich also beruhigen.

Ich glaube nicht, daß der Krieg der Vater aller Dinge ist; den Segen des Friedens werden wir erst wieder schätzen lernen, wenn wir ihn wieder einmal haben. Aber daß die deutsche Naturwissenschaft, in der manches gläubige Gemüt nur das Zersezende und Kritische sah, im Krieg zu einer Schöpferin des Lebens, zu einer Räuderin von Geheimnissen und zu einer Erhalterin des Vaterlandes geworden ist, das sieht jetzt auch der mangelhaft Begabte ein.

Denn was die Glut der Not in zwei Jahren geschaffen hat, dazu hätte die deutsche Bärenhaut und die Fadengeradheit der Bürokratie zwanzig Jahre gebraucht. Dem Michel muß

immer wieder einmal das Wasser an den Hals gehen, bis er aller der ihm verliehenen Gaben sich bewußt wird.

So hat der Erdrosselungskrieg der edlen Lords von der Insel die deutschen Herzen und Gehirne mehr angefeuert als aller Idealismus unserer Klassiker. Vor dem Krieg brauchten wir elftausend Tonnen Rohgummi für einhundertzehn Millionen Mark im Jahr. Der Professor Harries in Kiel hat gezeigt, daß es auch anders geht. Sein synthetischer Kautschuk ist zwar ein mäßiger Ersatz. Nun aber ist erst in der allerletzten Zeit auch die Wiederbelebung von altem Gummi zu neuer Widerstandskraft gelungen. Meinst du, verehrter Leser, die hohe Polizei nehme dir umsonst deine Fahrradreifen ab? Beides, alter Gummi und neuer künstlicher Kautschuk, geben zusammen ein Material, das unseren Kraftwagenführern in Bälde das Fluchen abgewöhnen wird.

Auch die Baumwolle blieb aus. Die andern dachten, wir müßten ohne Schießbaumwolle unsere Kanonen und Haubizen einsalzen. Aber:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?“

Ich habe es Hunderte von Malen im Sturm meiner Jugendzeit gesungen, das Eichendorffsche Lied, ohne daran zu denken, daß die stolzen Tannen einst fallen müßten fürs Vaterland. Denn wir schießen jetzt mit Zellulose.

Wenn von einem Jahr auf's andere fast eine Million Doppelzentner ausländischer Harze, die wir zu Papierleim, Wagenfetten, Lacken usw. brauchten, plötzlich fehlen, so geraten in den Fabriken die Maschinen und die Gemüter in Unordnung. Wir haben die Stämme in unseren Kieferwäldern angerissen, und aus den Baumwunden blutet deutsches Kolophonium. Was sie nicht geben wollten, das erzwangen wir aus Steinkohlenteer. Was haben Deutschlands Chemiker nicht allein aus der Kohle herausgezaubert! Triebkraft für die großen Schwungräder, Schmieröl für die U=Boote, Farben für Buntdrucke, alles geben die einst versunkenen deutschen Urwälder her.

Was haben wir nicht für Geld ausgegeben für Jute aus Indien, Ramie und Seide. Ach, toter Freund, Dichter und Forscher Emil Gött! Wie haben sie dich ausgelacht, die Herren an den grünen Tischen, als du ihnen jetzt vor bald einem vollen Jahrzehnt das erste Bündel schneeweißer Fasern von den goldgelben Ginsterfeldern hinter deinem Haus vorlegtest! Und jetzt schützen sich unsere Feldgrauen hinter Sandsäcken aus Papiergewebe und Ginsterfaser!

Eines ist schmerzhaft nach den Besuchen bei unseren Männern von der Naturwissenschaft. Das Beste darf man nicht sagen! Aber daß wir Gold aus Dreck machen, das verrät kein Geheimnis und ist dennoch wahr: Nicht, als ob

wir nach dem Krieg nicht wieder Dinge brauchen, die nur unter anderer Sonne als der unseren wachsen und gedeihen. Aber das Sesam, das viele nur draußen suchten unter Palmen und Sykomoren, das schlief unerkannt und unerschlossen unter unseren Tannen und Buchen, zwischen unseren Hügeln und Bergen.

Während in Feindesland militärische „Erfindungsbureaus“ mit großem Tamtam und lockenden Preisauschreiben die Gehirne anzureizen versuchen, haben schon bei Kriegsanfang viele unserer Militärbehörden Zettel an die Türe heften müssen: „Besuche von Erfindern verboten“. Sesam ist den Räubern und Wegelagerern verschlossen.

Wenn nun aber aufs Mal der Insel auch die Straße der Welt zugesperrt würde, die sie so lange beherrscht und mißbraucht hat?? Vielleicht erreicht die 40 Räuber doch noch ihr Schicksal!

„Wieviel U-Boote haben wir jetzt?“ fragte mich vertraut die alte Erzellenz der Chemie.

„Das weiß der Holzendorff!“ sagte ich und nahm Abschied.





VIII.

Bauernblut und Bauerngut.

Am Abend des Tages, wo im August 1914 die Sturmglocken das deutsche Volk zu den Waffen riefen, saß ich mit einem alten, weißbärtigen Bauern auf der Bank vor seinem Haus, schwieg mit ihm zusammen, und nach der ersten halben Stunde sprach er das große weise Wort:

„Jetzt muß halt wieder einmal das fürnehme Sterben gelehrt werden!“

Zu dem trieb's mich, um ihm von Hindenburg zu erzählen. Er hatte davon erfahren, ich sei beim Feldmarschall gewesen, und ließ mir sagen, ich solle ihn doch einmal besuchen, denn ich sei immer noch flinker als er. Und so saß ich mit ihm zwei Stunden am warmen, grünen Kachelofen. Die Uhr tickte in der Stube im langsamen, schweren Pendelgang, und der Sand auf den sauberen Dielen knirschte, wenn man die Beine wechselte und das linke über das rechte legte.

Einer wie der Moltke könne der Hindenburg nicht sein, meinte der Alte, denn von dem habe man erst nach dem Krieg so eigentlich erfahren, aber der Hindenburg müsse ein ganz Besonderer sein, daß sie jetzt in den Zeitungen und Kalendern, in den Wirtshäusern und sogar manchmal schon auf den Kanzeln von ihm redeten, mitten im Krieg, wo doch eigentlich noch nicht alles geschafft sei.

Ich erzählte ihm von Hindenburgs Weihnachtsrede und daß er gesagt habe: „Wir schaffen's!“

Das freute ihn. Aber er kratzte sich doch hinter den Ohren, so wie immer, wenn er „einen konträren Gedanken“ hatte, wie er das hieß.

Ich wartete, was kommen würde. Endlich sagte er: „Sie reden jetzt überall herum, die

Unterseeboote täten's machen und dem Engländer das Knie auf den Brustkasten setzen.“

Ich erzählte ihm von meinen Wochen bei den U-Bootsleuten, und was sie für Kerle seien. Er nickte befriedigt. Aber irgendein Rest von der sonnigen Güte und der ruhigen Weisheit auf dem alten, immer noch rosigen Gesicht fehlte mir immer noch. Auf einmal brach's aus ihm heraus:

„Das fürnehme Sterben hätten sie ja jetzt gelehrt, die Jungen, bis in die vierziger Jahre hinein. Ich meine aber, jetzt müßten sie in der Stadt halt auch noch das fürnehme Leben lernen!“

Ich schwieg wieder, denn seine Erklärungen gab der Alte immer nach einer angemessenen Pause von selber, wenn er es für nötig fand.

„Nun schaut,“ sagte er, „wenn da, wie gestern, eine Städtische mit einem großen Pelz und in seidigen Kleidern und mit einem Haufen Ringen an den Fingern und Armbändern an den Armen zu meiner Frau kommt und verlangt von ihr heimlich Eier oder Speck, dann kann ich's meiner Alten nicht übelnehmen, wenn sie ihr die Tür vor der Nase zuschlägt.“

Von da an war er im Fluß. Und die alte, schwere Kluft tat sich auf zwischen Stadt und Land.

Die U-Boote machen's nicht allein. Mit dem schweren Schiffsterben draußen auf den

Meeren ist es noch nicht getan. Die Bajonette und Handgranaten unserer Feldgrauen vermögen viel. Aber ohne die Säerhände und die Sensenarme der Bauern wären wir verloren. Es gibt keine Wunder in diesem Krieg, außer denen, die das große Zauberwort: „Wir“ bewirkt. Das war's, was der Alte auch meinte.

Peter Rosegger hat dieser Tage seine Stimme erhoben, um einer Versöhnung von Stadt und Land das Wort zu reden. Ich hätte ihm in einem langen Brief mein ganzes Herz geschickt, wenn ich nicht überhaupt gegen das Briesschreiben wäre. Daß die Hindenburgspende gerade kein Mißerfolg, aber auch kein großer Sieg war, das liegt daran, weil die Städter die Bauern und die Bauern die Städter nicht kennen. Da hat das „Wir“ den größten Riß!

Es ist die mindere Weisheit aller Undornehmen, zu glauben, daß die guten Menschen auf einzelne Stände und die schlechten auf andere verteilt seien. Es gibt aber Edelleute und Halunken allenthalben. Oben und unten. Im Krieg wie im Frieden. Aber es ist eine der verhängnisvollsten Torheiten, die von den Pfaffen der Politik, der Konfessionen und der sogenannten Wissenschaft genährt wurde, wenn die Städter im Bauern entweder nur den schlauen Duckmäuser oder das dumme Lasttier und die Bauern im Städter nur den raschen Verdienner und den leichtfertigen Durchbringer seines Guts ge-

sehen haben. Ich weiß nicht, ob das größere Stück Wahrheit immer noch auf der Seite der Bauern zu finden war.

Ich habe als kleines Volksschulbüblein gar manchesmal zwei Stunden vor Schulbeginn in aller Herrgottsfrühe auf dem Wochenmarkt den Überfluß aus dem großen Feld und Garten verkauft, den meine Mutter, wenn einmal umgestochen war, ganz allein pflegte. Ich weiß, wie die Kartoffeln schmecken, die man im Herbst in der verglühenden Asche des eigenen Ackers bratet. Mein Onkel väterlicherseits hat einmal vor meinen Augen einen Juden von einem Apfelbaum losgebunden, den er in der Vollmacht seiner eigenen Gerichtsbarkeit eine Sommernacht lang im Grasgarten dafür strafte, daß er ihm einen „Arsenikgaul“ verkauft hatte. Meine Großmutter hat mir gezeigt, wie man's spürt, wenn die Hühner gerade am Legen sind und dieserhalb eingesperrt werden müssen, damit sie nichts in des Nachbars Garten legen. Und ich hab' einmal heiße Tränen geweint, weil sie bei einem Vetter einen alten Birnenbaum abhieben, der so gute Birnen trug, wie es sonst auf der ganzen Welt überhaupt keine mehr gab.

Warum ich das alles sage? Weil ich etwas weiß von der Erde und den Menschen, die ihr am nächsten sind, und weil von Vater und Mutter her kein anderes Blut als das von Bauern in meinen Adern fließt. Ich habe ein-

mal ein dickes Buch mit schönen Bildern geschrieben, nur um den Arbeitern zu zeigen, was das Grünen und Blühen auf der Wiese, das Rauschen in den Wäldern, das Wogen der Getreidfelder unter ziehenden Wolken für ein köstlich Ding und die Arbeit des Bauern für ein schweres, aber heiliges Schaffen ist.

Es ist ein Stück meiner Lebensarbeit gewesen, die Kluft zu füllen zwischen denen, die in surrenden Maschinensälen Eisen und Stahl formen, hinter großen Büchern saubere Zahlenreihen schreiben, mit kunstvollen Apparaten die Rätsel der Natur auflösen, und den anderen, die von Jahr zu Jahr unter dem freien Himmel aus der immer wieder neugepflügten Heimat-erde das Brot des Jahres wachsen lassen.

Die Städter haben geglaubt, mit Dirndl-
kostümen und Naturjodeln, Ferienflucht und wohlwollender Anbiederung dem Landvolk näherzukommen. Das Gegenteil ist eingetreten. Entweder haben sie das Weltgift in die einsamen Täler getragen, oder sie haben, was im Frieden oft der günstigere Fall war, die Kluft noch erweitert. Und der Krieg hat, wie so viele andere Wahrheiten, auch die ans Tageslicht gehoben, daß die Achtung der Stände untereinander eine der ersten Lebensbedingungen einer Nation ist. Die Störrigkeit der Bauern war lange nicht die einzige Ursache des Mangels an Kartoffeln, Milch und Ge-

müße in den Städten. Der heilige Bureaukratius, der anmaßende und verwöhnte Bruder des deutschen Michels, hat am meisten von alledem auf dem Gewissen. Ich kenne Gegenden, wo die Milch viele Wochen lang lieferbereit in den Bauernhäusern stand, aber die Herren der Stadt Schilda hatten vergessen, die Kannen dazu zu bestellen, ohne die eine regelmäßige Bahnbeförderung unmöglich war.

Ich weiß es wohl, es gibt Leute, denen die Tränen über die Wangen laufen, wenn irgendwo „Deutschland, Deutschland über alles“ gesungen wird, und die heimlich — Kettenhandeltreiben. Ich weiß auch, daß es vorkommt, daß Bauern vom Generalfeldmarschall Hindenburg reden als von unseres Herrgotts Schutzpatron auf Erden, aber wenn sie ein Pfündlein Speck hergeben sollen zur Hindenburgspende, dann finden sie tausend Ausreden. Ich weiß aber auch, daß man ein ausgezeichnete Verwaltungsbeamter in irgendeiner stillen Stube eines Ministeriums sein und dennoch keine Ahnung davon haben kann, wie man mit linder Hand kräftig in des Bauern Kamin und Scheune greift fürs Vaterland. Denn es gibt Landräte, Oberamt männer und auf „vaterländische Abende“ zu den Bauern ausgesandte Professoren, die es in ihrem Staatsexamen zu den besten Noten gebracht, es darüber aber versäumt haben, zu lernen, wie man mit einem

Gemeindevorstand oder Dorfbürgermeister oder einem kleinen Bäuerlein auf seinem Hof auf seine Art gut deutsch redet.

Ich bin lezthin zum Wagner mit einem zerbrochenen Schneeschuh gegangen. Anstatt meinen Gruß zu erwidern, schnitzte er mit seinem doppelgriffigen Messer auf der Bank ruhig an seiner Radfelge weiter.

„Ich hätte da einen Patienten!“ sagte ich.

„Werfet ihn ins Feuer!“ brummte er.

„Ja,“ sagte ich, „Schneeschuh will ich auf dem da nicht mehr laufen. So gescheit ist auch unsereiner, daß er das weiß. Ich möchte ihn mit dem andern, ganzen, zusammen unter die Räder des Kinderwagens stellen für meinen franken Bub'. Denn der Schnee ist zu tief.“

„Aber gefährlich ist's nicht?“ fragte der alte Glaskopf um drei Töne freundlicher.

„Es war gefährlich,“ gab ich zurück, „aber jetzt sagt der Doktor, Luft sei die Hauptsache.“

„Aber da brauche ich ein Stück dünnes Blech dazu!“

Ich zog das Stück aus der Tasche.

„Aber vor übermorgen kann ich das Geklump nicht machen,“ meinte der Alte.

„Ja, wenn's eben nicht geht, dann übermorgen! Ich hab' nur gedacht, die Sonne scheint heut' so schön, und das tät' dem Kind gut.“

Darauf der alte Schwarzwälder:

„Nach dem Mittagessen könnt Ihr ihn holen,

es ist schon eine Sorg', wenn man franke Kinder hat. Ich weiß es von mir selber."

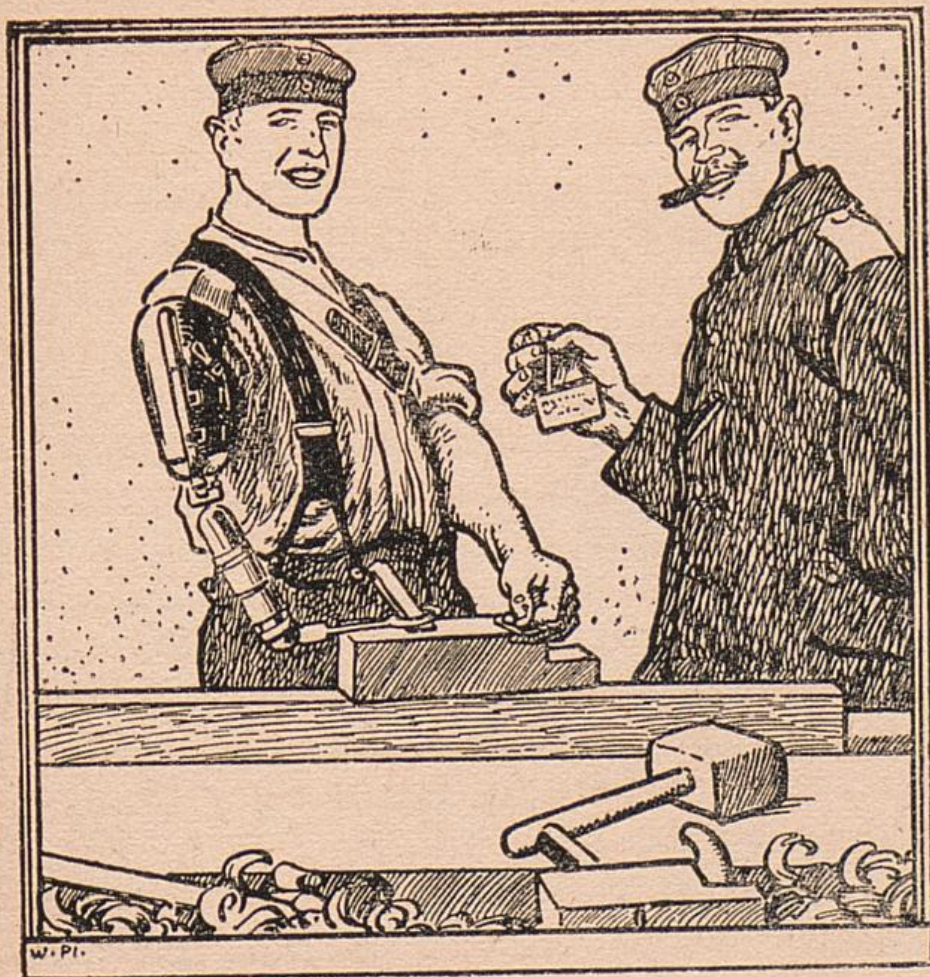
So sind die Bauern.

Zu allem, was wir im Krieg gelernt haben, müssen wir noch lernen, mit den Bauern r e d e n. Denn ohne das unverdrossene Herz derer, die auf dem Land noch übrig sind, ohne die rettende Trächtigkeit des deutschen Ackers geht es nicht.

Auch da draußen auf den einsamen Bauernhöfen gibt es Helden und Heldinnen, unerschrockene Weiber und zähe Großväter, die es schaffen. Ich kenne eine 68jährige Bauersfrau bei Nagold im württ. Schwarzwald, die treibt jetzt ihre 50 Morgen Güter mit zwei Knechten und einem kriegsuntauglich gewordenen Knecht um. Keine Scholle liegt brach. Und draußen hat sie sechs Söhne an der Front stehen.

In England pflügen sie jetzt nachts bei Azetylenlicht die feinen Rasenplätze um. Unsere U=Boote haben ihnen diesen Sinn für Landwirtschaft beigebracht.

Säe, deutscher Landwirt, und ernte, deutsche Bauersfrau! Das Licht der Sonne und der Segen des Himmels wird euch nicht fehlen!



IX.

Krüppel und Helden.

Eines schönen Tages — das mag nun ein Jahr her sein — kam zu mir ein Mann ins Haus. Er hatte eine schwarze Brille vor den Augen und trug in seinem Benehmen eine höfliche Vorsicht und eine seltsame Tastbewegung aller seiner Glieder zur Schau. Er stellte sich vor als Ingenieur soundsjo.

Fendrich, „Wir“.

7

„Ich bin nämlich blind!“ war einer seiner ersten Sätze.

„Aber, um Gottes willen, wie haben Sie sich allein hier heraus zu mir gefunden?“

„Oh!“ sagte er lächelnd, „ich bin mit der Bahn gefahren und habe mir den Weg dann von Leuten, die ich traf, sagen lassen. Ich kenne ja das Dorf noch aus der Zeit, als ich sah.“

Es gibt Augenblicke, wo man am besten tut, einfach den Mund zu halten. Es käme unter allen Umständen doch nichts anderes heraus als eine Dummheit. Die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der dieser unerwartete Gast sich vorstellte, hatte einfach etwas Erschütterndes an sich. Er kürzte mit einer gewissen Überlegenheit schonend die peinliche Pause ab und fuhr dann fort:

„Ich möchte Sie nämlich interessieren für die Kriegsblinden. Man hat uns ja bis jetzt alle maßlos unterschätzt. Der Krieg hat uns geholfen. Ich bin seit sieben Jahren blind. Eine Explosion bei einer chemischen Untersuchung hat mir das Augenlicht geraubt. Aber jetzt geht es überall vorwärts. Wir haben schon über tausend Kriegsblinde in Deutschland. Die Wissenschaft hat sich ja ihrer angenommen. Aber, wissen Sie, die Öffentlichkeit, die sogenannte gute Gesellschaft: Was man da oft erleben muß! Erst gestern hat jemand meine Frau in meiner Gegenwart ge-

fragt: „Sieht er schon lange nichts mehr?“
Genau so, als ob ich nicht hörte!“

Und dann habe ich während eines halben Nachmittags den Einzelkampf eines gebildeten Blinden gegen sein Schicksal miterlebt. Er meldete sich bei Kriegsbeginn zur Führung des Bureaus in einem Kriegslazarett. Man hielt ihn für gestört. Er zeigte, daß er Maschinens schreiben konnte, daß er niemand brauchte, um ihn die Treppe hinauf oder hinunter zu führen, und daß er mit einer Hilfskraft, die ihm die einlaufenden Briefe vorlas, die ganze Korrespondenz glänzend erledigte. Er wollte leben, leben wie jeder andere Mensch. Und er lebte. Seine Augennerven waren schon lange langsam ausgewandert in sein Trommelfell und in seine Fingerspitzen. Wenn man ihn reden hörte und nicht hinter der schwarzen Brille die erloschenen Sterne sah, dann war es kein Unterschied zwischen seinen Beobachtungen und denen eines Sehenden.

Erst später erfuhr ich, daß, wenn in der Augenklinik der Stadt einer von unseren Feldgrauen mit verbundenen Augen lag, von dem man wußte, daß er nie wieder das Tageslicht sehen würde, man dann meinen einstigen Ingenieur für die ersten schweren Stunden holte, bevor man die schonende Binde abnahm. Er goß den Verzweifelnden das Feuer seiner Seele in die eigene Brust, ließ die Angläu-

bigen seine eigenen Augenhöhlen befühlen, riß sie heraus aus ihrem Zusammenbruch und machte mit ihnen die ersten Schritte ins neue Leben. Auf seine Bitte hin habe ich zum erstenmal vor etwa hundert Blinden gesprochen; solchen, die jahrelang in einem vernachlässigten Dunkel dahingedämmert hatten, und anderen Kriegsblinden im feldgrauen Soldatenrock. Tagelang hat noch in mir nach diesem Vortrag der Dank nachgezittert für das, was ich bisher für selbstverständlich gehalten, für mein Augenlicht.

Im Hauptquartier bei Hindenburg kam die Rede nun auch auf die Kriegsblinden und die Kriegsverstümmelten.

„In Ihrer schönen Heimat, nahe bei Karlsruhe, haben Sie ja eines der größten Militär-lazarette für Verkrüppelte,“ sagte einer der Gäste.

Was man alles nicht weiß!

Auf meiner langen Rückreise stieg ich auch an dem kleinen Bahnhof aus, von dem aus man am Fuß eines der letzten Höhenzüge des Schwarzwalds die frühere Unteroffiziersschule sieht, die jetzt ausschließlich Kriegslazarett und Verstümmelenschule ist. Auf dem Weg dahin humpelte und hinkte, zitterte und wankte es mir schon entgegen von Duzenden unserer Tapferen. Krücken und Stöcke, leere Ärmel, in eine Rocktasche gestopft, und steife Sonntagshände

mit schwarzen Glacéhandschuhen — alles das war zu sehen, aber keine verzagten Gesichter. Hindenburggeist waltete da draußen in den langen Bauten und Baracken: Stärke und Güte zugleich!

Ein Professor der Medizin in Uniform empfing mich. Er stellte sich als alter Bekannter heraus. Dann kam ein Herr in Zivil ins Empfangszimmer, dem man den Gelehrten ansah. Ich hätte auf einen Professor der Literatur geraten. Er ist aber Jurist seines Berufs und hat sich, überwältigt von dem erfolgreichen Riesenkampf, den der ungarische Graf Zichy gegen seine Verkrüppelung geführt, freiwillig zum Einarmigen gemacht, nur um den einseitig amputierten Soldaten zu zeigen, was ein ganzer Mann auch noch mit einem Arm allein fertigbringen kann. Er legt zu diesem Zweck den rechten Arm auf den Rücken und verrichtet mit dem linken allein Dinge, die unsereinem, noch mit allen Gliedern Gesegneten, wie Wunder erscheinen. Ein dritter Herr trat ins Zimmer. Ein Professor der inneren Medizin, der sich nie um fehlende Arme und Beine gekümmert hat. Jetzt erfindet er künstliche Füße, Hände und ganze Gliedmaßen so einfach, daß sie jeder Dorfschmied reparieren kann, wenn etwas daran in Unordnung gerät.

An diesem Tag habe ich von der Frühe bis in den Abend auf endlosen Gängen durch

Stuben und Baracken Schwereres gesehen, als in zerschossenen Unterständen hinter den Schlachten. Da hatten neunhundert Kriegsfrüppel den Wahrheitsbeweis darüber anzutreten, ob noch so etwas wie eine unbeugsame Seele in ihnen lebte oder nicht. Viele lagen noch mit hilflos suchenden Augen in den Betten, und man konnte oft nur ahnen, was unter der Federdecke alles fehlte, das irgendwo draußen in Feindesland zwischen Kriegsgerümpel verfaulte. Aber andere hatten die Tage des verzweifelnden Harrens und Wartens schon überstanden und humpelten an ihren Krücken und Stöcken fröhlich durch die Gänge und über die Höfe. Und wieder andere waren ganz und gar Meister geworden über ihr Schicksal und arbeiteten in Werkstätten aller Gewerbe ihr ehrliches Tagewerk herunter. Da wurde geschreinert und gefeilt, gedreht und gemalt, gebuchbindert und an Sekkästen die schwarze Kunst getrieben.

Alles das aber ging nicht von einem Tag auf den andern. Die Widerstände waren nicht am kleinsten bei den Verstümmelten selbst. Der Gang zur Verweichlichung und zu einem falschen Heldenbewußtsein war nur in zu vielen genährt worden. Manchmal von einsichtslosen Damen mit einem roten Kreuz am Arm, die starke Männer Körbchen flechten und törichtes Spielzeug arbeiten lehrten; manchmal von den

Angehörigen zu Haus, die ihnen langsam den Mannesstolz stahlen und ihnen beibrachten, wer für das Vaterland geblutet habe, den müsse der Staat das ganze Leben lang erhalten. Die Drehorgel der Kriegsinvaliden von 1870 schwebte als drohendes Schicksal über manchem von unseren besten Kriegern. Daß sie nach all dem Schrecklichen da draußen noch einmal im Frieden einen Heldenkampf beginnen und das Holzbein durch ein um so tapfereres Herz wettmachen sollten, das schien manchem anfänglich zu viel. Und doch haben sie sich durchgerungen. Der Michel, der sich nicht unterkriegen läßt durch Not und Pein, ist in ihnen erwacht. Ein doppelseitig Amputierter, der mit dem Pinsel im Mund Worte des Muts und der Kraft, umrankt von häuerlich-naiv empfundenen Blumenkränzen, auf große Papierbogen malt, hat ihnen nicht am wenigsten durchgeholfen. Aber das Schwerste hat die Erziehungskunst und die Zähigkeit und die Energie der Lazarettleiter geschafft. Sie haben die Sentimentalität aus allen Winkeln und Löchern des großen Verstümmeltenlazarett's ausgeräuchert auf immer. Und unsere Krieger danken es ihnen.

Ich habe Verstümmelte, nicht mit Krücken, sondern nur mit zwei dünnen Stöcken, leicht dahinschreiten sehen, und war sicher, als mir der Chefarzt die Frage stellte, auf welchem

Bein der Mann amputiert sei, daß Richtige zu treffen, als ich „Links“ antwortete. Der Arzt schüttelte lächelnd den Kopf. Dann sagte ich „Rechts“. Wieder ein Lächeln. Und dann kam die Antwort: „Auf allen beiden Beinen!“

Ich habe Feldgraue, die eines ihrer Beine oder einen ihrer Arme draußen auf dem Schlachtfeld oder im Operationsaal gelassen haben, turnen sehen, wie es tausend andere mit geraden Gliedern nicht fertig bringen. Fünf Amputierte setzten, nachdem sie ihr Kunstbein abgeschnallt und hüpfend einen Anlauf genommen, über ein Sprungseil von 1,30 Meter Höhe. Von allen Kriegsgandenken, die ich nach Haus von den Fronten mitgebracht, ist mir keines lieber, als eine einfache Kiste, darin ich meine Manuskripte aufbewahre. Ein doppelseitig Amputierter, der noch einen Achselstummel und ein Stück Arm bis zum Ellenbogen hat, hat sie, fünf Monate nach der Operation, mit „Prothesen“ geschreinert.

An dem Tag nach diesem Besuch im Verstümmeltenlazarett und in der Krüppelschule habe ich in einer großen Stadt vor einer hochansehnlichen Versammlung über meine Kriegserfahrungen an den Fronten gesprochen. Es saßen viele vornehme Damen und Herren in den vorderen Reihen. Und ich sah überall goldene Ketten und blitzende Diamanten und funkelnde Armbänder und glitzernde Ringe.

Es wäre weit in die Hunderttausende gegangen, wenn ich hätte sammeln dürfen. Havenstein, der Präsident der Reichsbank, hat jetzt die Reichen im deutschen Volk aufgerufen zur Mehrung des Reichsschatzes. Man sieht überall ein schönes Plakat, darauf der alte Spruch aus dem schweren Jahr 1813 steht: „Gold gab ich zur Wehr, Eisen nahm ich zur Ehr!“ Heute wird der volle Goldwert gezahlt und fünf Prozent für Kriegsanleihen! Von einer einzigen Frau weiß ich, daß sie nach dieser Versammlung ihre Brautfette abgegeben hat. Sie gehört zu den geradgewachsenen Menschen, die weder an den Gliedern, noch an der Seele verstümmelt sind. Bei den andern aber mußte ich mich doch fragen, als ich an die Ringer um ein neues Leben mit verkrüppelten Körpern draußen in der einstigen Unteroffizierschule dachte:

Wo sind nun die Helden und wo die Krüppel?





X.

Der Sturm bricht los.

Aus den zwölf heiligen Nächten des Volksmunds waren über die Wintersonnenwende des dritten Kriegsjahres deren fünfzig geworden. Mit der Verkündigung des deutschen Friedensangebots am 12. Dezember brachen sie an. Am 31. Januar hob sich das schicksalsschwangere Dunkel des deutschen Denkens und

Wartens, Betens und Schaffens. Es kam der Tag. Dies irae, dies illa!

Ich war gerade auf einen Tag wieder daheim und stand nach Jahren zum erstenmal wieder auf Schneeschuhen an einem Berghang. Der Sonne war es heiliger Ernst nach den langen Nebeltagen. Sie schmiß einen Glast über Wälder und Berge, daß die Welt unter ihren Juwelen blizte und funkelte. Da sah ich unseren Fünfzehnjährigen unten vom Haus sich die Talsohle breitbeinig auf den langen Brettern durch den Pulverschnee heraufarbeiten. Er schwang eine Zeitung in der einen Hand und schien es eilig zu haben. Ich fuhr ihm ein Stück entgegen. Da stand in daumendicken Buchstaben am Kopf des Blattes unsere Antwort auf die Silvesternote der Entente. Es waren nur drei Worte: „Der uneingeschränkte Tauchbootkrieg!“

Da stand mir das Herz fast still. Das lernt man mit der wachsenden Kriegsdauer, die Lippen zusammenpressen, wenn es einem einen Jubelschrei aus dem Herzen reißen will.

Ich las die festgefügtten Randbemerkungen zu dem erneuten Friedenskolleg Wilsons vom 22. Januar. Das war eine saubere Zimmermannsarbeit der deutschen Sprache. Dann folgte die Denkschrift der Regierung an die Vereinigten Staaten und die Neutralen. Da wurde das Meer eingeteilt in gradlinige Sperr-

gebiete gegen Albions Nahrungszuschlepper und Schmierestehler, und den neutralen Schiffen ohne Bannware wurden freie, schmale Kanalzonen gezogen. Solche Dokumente gibt es nur alle paar hundert Jahre einmal in der Welt. Als das Germanenweib dem römischen Feldherrn Drusus entgegentrat; als Luther die Thesen in Wittenberg anschlug; als der Schwur im Ballhausaal in Paris das morsche Rokoko-reich erbeben machte; als Nord und Sneyenau zum Verjagen des Korsen aufriefen: da wurde so gesprochen, wie an diesem Tag.

So zog ich, als ich alles gelesen hatte, mitten zwischen den verschneiten Wäldern und gleißenden Bergen in aller Stille meine Skimütze ab.

Nun fing der Krieg erst an. Man braucht das Gebet vor der Schlacht nicht immer zu singen. Man kann es auch denken. Die andern drunten an der Wasserkante, die Unterseebootskommandanten und ihre blauen Jungen, die durften die Mütze jetzt schwingen oder in die Luft werfen. Unsereinem gebührte jetzt Stille. Schweigen. Es war im letzten Jahr nicht leicht gewesen, zwischen den allezeit begeisterten Patrioten auf der sicheren Straße und den flugen Zwirnsfadendrehern des Zweifels in den vertrauten Ecken immer noch ein heißes Herz und ein kühles Gehirn und dazu gelegentlich sein meisterloses Maul zu bewahren. Aber jetzt gab

es keine U-Bootsfrage mehr in Deutschland. Das große „Wir“ zog jetzt wie eine Feuerfäule auch den blauen Jungen in den schmalen, schwarzen Rähnen auf den Wogen voran.

Der stille Sturm begann. Von unten auf zertrümmerten unsere Torpedos Albions Thron über den Meeren. Jetzt hieß es in allem Ernst: Hunger um Hunger! Der apokalyptische Reiter mit der Wage in der Hand jagte jetzt über das Inselreich. Nun wurde das große Wort von den silbernen Kugeln eine kleinlaute Rede. Konnte man auch an einem Pfund Sterling in Gold oder an einem Schilling herunterbeißen? Der Schweiß des Angesichts, der eigene Schweiß, der in die eigene Erde sank und als ehrliches Brot wiederkehrte, der wird jetzt den Sieg entscheiden helfen. Die mit dem Übermut der Verwöhnten gegürteten Meerbeherrscher sollten jetzt etwas ganz Neues und Ungewohntes lernen!

Jetzt hätte ich drunten sein mögen im Arbeitszimmer des Chefs der flandrischen U-Bootsflottille. Er hatte lange vor Kriegsausbruch als erster alle Kinderkrankheiten des Unterseefahrns mitgemacht, bis er sich ausgewachsen hatte zum kühnsten und gefürchtetsten Jagdboot der Meere. Halbe Nächte lang habe ich mit ihm geredet und gerungen, gestritten und gelitten, weil er meinte, es hätte damals schon gehen müssen. Ach, ich fühlte doch auch

so etwas von dem Alp der peinlichen Vorschriften, die ihnen — den U-Bootshelden — damals oft genug ans Leben gingen. Gewissenhaft sein gegen Gewissenlose, die immer des Schutzes der anglo-amerikanischen Friedens- und Dollarphilosophie sicher sein konnten, das ging oft über die Kraft jener Unerfrohenen. Ich habe viele Soldaten und Offiziere in diesem Krieg von ihrer schweren Arbeit kommen sehen, noch überdeckt mit dem ehrenvollen Schmutz ihrer harten Pflicht. Aber keinen von ihnen habe ich heimlich und offen so mein ganzes Herz geschenkt, wie den U-Bootsteuten in Flandern. Ich weiß es, wenn ich alt bin und all das Furchtbare vorbei ist, dann werde ich meinen Kindern und Kindeskindern von ihnen am meisten erzählen müssen.

Aber obwohl sie mein ganzes Herz erobert hatten, war ich nie einig mit ihnen. Wie oft haben sie mir, die jungen Offiziere mit den einfach geschnittenen Gesichtern und blanken, drohenden Augen, das Lied vom „Fridericus Rex“ ins Ohr gesungen und andere Soldatenstrophen, in denen es floß wie von kochendem Blut und glühendem Erz. Ihr ganzer stolzer Wille zur Befreiung Deutschlands von seinem gefährlichsten Feind und ihre herrliche Wut auf das frömmelnde Krämervolk, das war ein einziges Strahlen und Flammen. Aber ich habe ihnen nie verschwiegen, daß das Unter-

nehmen, um das es ging, trotz aller ihrer Verachtung von Tod und Teufel nicht die Sache kühner Husarenstreiche auf den Wogen sein könne. Auch die feurigsten Herzen und die zähesten Nerven aus Stahl können mangelnde Zahlen nicht ersetzen. Der Krieg ist unter anderem auch Mathematik. Die Zeit war noch nicht reif und die Werften noch nicht fertig mit Bauen.

Der U = Bootskrieg wäre damals noch kein Volkskrieg gewesen. Und darum auch kein Erfolgskrieg! Der Drang zur raschen Tat entsprang bei den Stürmern ihrem hochgeschraubten Verantwortungsgefühl für die Rettung des Vaterlands. Ich habe nie einen stolzen Irrtum so geehrt wie den ihren.

Aber die Verantwortung lag auf andern Schultern. Und an diese Schultern glaubte ich, und an die Herzen, die darunter schlugen, und an die Köpfe, die darauf saßen. Ich nehme es keinem Philologen und keinem Kolonialwarenhändler übel, wenn er sich ein Jahr lang für einen verkannten U = Bootfachverständigen gehalten hat. Ich lasse ihnen auch allen die ungestörte Freude, jetzt überall zu verkünden, sie hätten es ja schon lange vorausgesagt, daß es so kommen müsse.

Ich weiß nur eines: Beim deutschen Michel muß das Maß der andern immer erst ganz voll sein, bevor er das Außerste tut. Das hat aber

erst der Aufteilungsplan fertiggebracht, darin die Herren von Paris, London und Petersburg nach unserem Friedenswort dem Präsidenten Wilson ihre Gedanken darüber entrollten, wie sie sich das mit dem künftigen Schicksal von Deutschland, Osterreich, Bulgarien und der Türkei dachten. Erst da hat der Michel die Faust ganz hart ums Schwert geschlossen. Erst dieses schamlose Räuberbekenntnis hat das ganze Volk aufjubeln lassen: U=Boote heraus!

Der Michel ist ein Sinnierer. Der U=Bootskrieg ist im Völkerrecht nicht vorgesehen. Das hat ihm lange Kopfzerbrechen gemacht. Nun führt er ihn auf seine Weise ein: gründlich und durch die Tat, die wohlüberlegte, nicht übereilte, Achtung und Schreck verbreitende Tat: Achtung bei den Neutralen und Schrecken beim Feind!

Herr Wilson war nie neutral. Seine Prinzipien der Menschlichkeit wurden immer gemildert durch seine Vetternschaft mit Albion. Er ist der echte Better. Der Sippengeist hat ihm immer die würdevollen Worte eines Hauslehrers der Humanität diktiert, wenn wir nur laut husteten, und das Wohlwollen des Stillschweigens eingeflößt, wenn die andern sich aufführten wie die Wilden.

Und darum wurde der Präsident der Vereinigten Staaten verstimmt über die Verkündigung des uneingeschränkten Tauchbootkriegs und berief seinen Gesandten aus Berlin zu-

rück. Wir haben das gut verstanden. Das waren alles Tage der „Aufklärung“, wie die Seeleute sagen. Auch die kühnen Abfahrten, die sich dieser seltsame und europafremde Idealist von Mammons Gnaden von den rückgratfesten Staatsmännern der kleinen neutralen Staaten holte, denen es hängt vor Englands und Amerikas Schutz, trugen zur Reinigung der Atmosphäre bei.

Und dann folgte Schlag auf Schlag.

Im Mai 1916 freute ich mich im Kasino der U-Bootsleute der flandrischen Unterseekämpfer, wenn täglich nur ein versenktes Schiff gemeldet wurde, besonders wenn es dazu noch ein „Dicke“ war. Als in Brügge die Blätter von den alten schönen Bäumen des großen Beguinenhofs fielen, waren es schon drei Englandslieferanten, die in 24 Stunden daran glauben mußten. Im Januar 1917 war die Zahl sieben erreicht. Wenn aber die Februarrechnung abgeschlossen ist, dann ist mindestens das tägliche Duzend voll, obwohl jetzt die Schiffe am liebsten zu Hause im Hafen „bei Müttern“ bleiben.

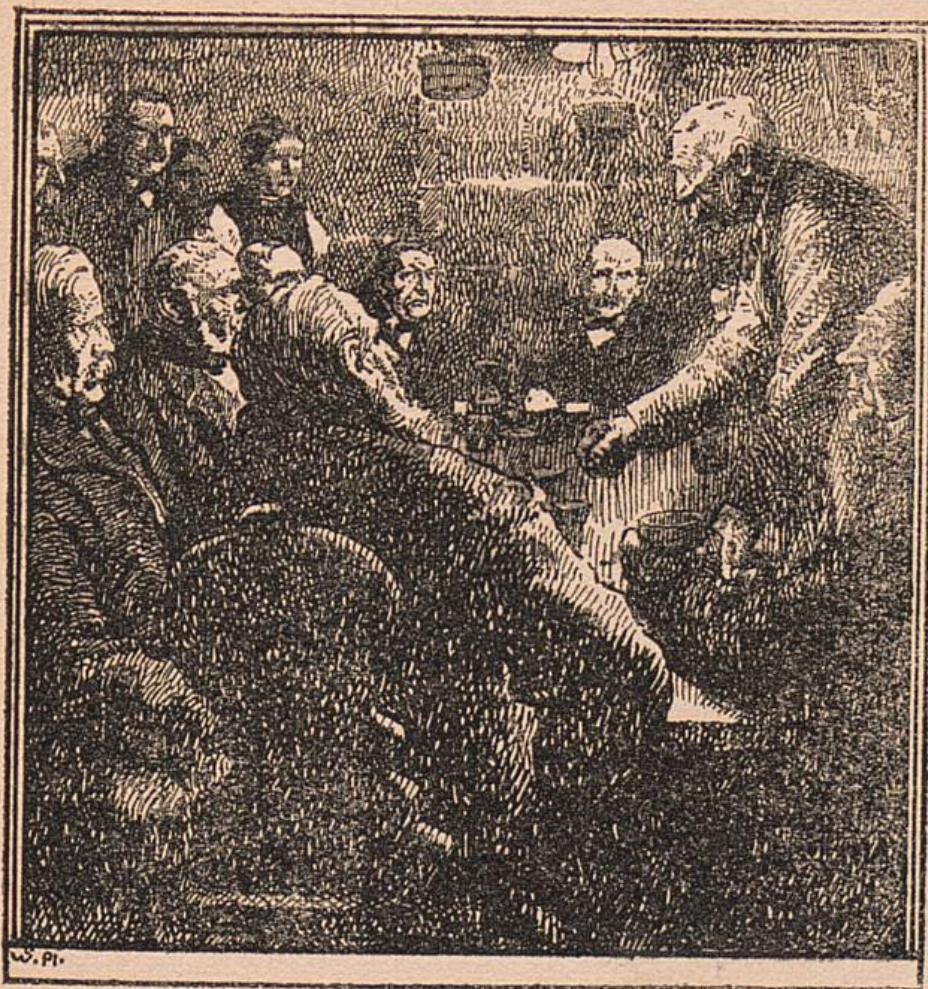
Die edlen Lords üben sich in Haltung und machen darauf aufmerksam, die Hauptsache sei, kühl zu bleiben. Zwar würden ja jetzt in einem Monat so viel englische Schiffe versenkt, als England in einem halben Jahr bauen könne; aber es seien neue Erfindungsbureaus

Fendrich, „Wir“.

gegen die „deutsche Pest“ eingerichtet, und die würden helfen.

Unterdessen nimmt der losgebrochene Sturm an Stärke zu. Es gibt keine U=Bootängstliche mehr in Deutschland. Nie hat der deutsche Kaiser aus allen Schichten des Volks solche Berge von Telegrammen erhalten, wie nach dem 1. Februar. Und alle waren ein Jubel und ein Dank. Die vereinigten deutschen Gewerkschaften sprachen keine andere Sprache als der Bund der Landwirte. Es dämmert über ganz Deutschland hin, daß es nur eine Wahrheit gibt über England. Und die hat gleicherweise wie der alldeutsch gesinnte, knorrige Johannes Scherr, der Englands Raubgier mit der des alten Rom verglich, der große jüdische Philosoph der Weltwirtschaft Karl Marx vor einem halben Jahrhundert im Neujahrüberblick der „Neuen Rheinischen Zeitung“ 1849 ausgesprochen mit dem Wort, daß Englands Riesenarme „ganze Nationen in seine Proletarier verwandeln“.

Der losgebrochene Sturm, der uneingeschränkte U=Bootkrieg und alles das, was die Welt an heiliger deutscher Wut in den nächsten Monden erleben muß, das ist also nichts als die große Revolution der gesundgebliebenen Nationen gegen den brutalsten Tyrannen der Welt: das perfide Albion.



XI.

Das Ziel.

Ich weiß es noch gut. Es sind jetzt gerade zwei Monate her. Im Park des Hauptquartiers Ost schliefen die uralten Bäume den Winterschlaf durch die zweite Weihenacht, und nur eine Wache ging mit dem Gewehr im Arm ihren gleichmäßigen Postenschritt unter einer

breiten Allee hin und her. Da fragte mich der Stabsoffizier, dessen Gut ich anvertraut war:

„Wie ist es Ihnen nun nach diesem Abend?“

Ohne langes Besinnen antwortete ich kurzerhand:

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Major. Wir haben in den alten Bauernhäusern im Schwarzwald die großen Rachelöfen. Das sind wahre Wärmefestungen. Sie nehmen fast die halbe Stube ein. Wenn man sich auf die Ofenbank setzt, dann schleicht heimlich eine starke Glut in einen hinein, ohne daß man's merkt. Tief innen hinter den dickgemauerten Wänden brennen im Verborgenen die großen Buchenscheite. Die mächtigen Racheln geben die Wärme nur ganz langsam her. Dafür hält sie aber vor. Und ganz genau so ist es mir jetzt.“

Da meinte der Mann mit den geflochtenen Achselstücken auf seiner Uniform:

„Ja, sehen Sie, so ist es uns allen auch. Nur merkt man manchmal gar nichts mehr von den warmen Racheln. Dann ist alles am Feldmarschall nur eisige Unerbittlichkeit. Dann muß irgend etwas ‚durch‘. Dann geht's wie ein Strom von Willen und Müßen von den Generalstabsoffizieren bis hinaus zum kleinsten Muskoten in den Gräben. Aber kein Mensch empfindet an solchen Tagen etwas von Härte. Denn dann ist der Feldmarschall mit sich selber am härtesten. Dann preßt ein jeder aus sich

heraus, was in ihm steckt. Das ist seine Macht über die Menschen.“

Von der Wärme und der heimlichen Glut habe ich an dem Abend im Hauptquartier dem Feldmarschall ein Stück entwendet. Man kann das, wenn man sich darauf versteht. Und auf dem Weg nach dem Süden, der von manchen Abstechern dahin und dorthin durchkreuzt war, hab ich von dem Raub hergegeben, was ich konnte. In einer Kirche in Mitteldeutschland habe ich vor Feinmechanikern und Munitionsarbeitern, die aus der Front zurückgezogen waren, versucht, ihnen das einfache Rätsel des Menschen Hindenburg zu lösen. In seiner spröden Sprache würde Johannes Müller, der Verdeutscher und Vergegenwärtiger der alten Botschaft von der Menschheitserlösung, sagen, der Feldmarschall sei das Vorbild des „sachlichen Menschen“. Aber das ist zu kühl und zu begriffsmäßig. Vor gelehrten Leuten und warmherzigen Alltagsmenschen in adeligen Kreisen, die etwas davon ahnen, daß auch das kleine Wörtchen „von“ vor ihrem Namen ihnen die schwere Menschheitsbürde nicht abnimmt, und vor sinnierenden Handwerkern habe ich auf der oft unterbrochenen Heimfahrt immer wieder versucht, den Menschen ein Bild von Hindenburg zu geben. Denn der hölzerne, mit einigen Hunderttausend Nägeln beschlagene Hindenburg auf dem Königsplatz in Berlin bringt das nicht fertig.

Da hat mir nun in der badischen Hauptstadt, in der der Feldmarschall sich seine Frau hat antrauen lassen, ein alter Freund aus der Not geholfen. Er zeigte mir das Familienwappen des deutschen Heerführers. Meine Ehrfurcht vor solchen Schilden und Gebilden ist sonst nicht übermäßig groß. Es stimmt nicht immer. Aber bei Hindenburg ist das Wappen wie eine Offenbarung seines ganzen Wesens. Da blickt ein starker Stier aus dem einen Feld, und im andern zieht friedlich eine Hirschkuh vor einem grünen Baum vorbei. Den Stier haben schon die heidnischen Götter als Zeichen der Kraft geliebt; die Hindin aber ist das frömmste der Waldtiere, das in der deutschen Sage immer da erscheint, wo Güte und Reinheit die Herrschaft haben. Aus Hindenburgs mächtigem Kopf mit der kurzen, gewölbten Stirn und dem granitenen Rinn spricht die ganze Kraft zum Niederringen des Gegners; aber seine hellen Augen und sein guter Mund künden auch seinen Willen zum Frieden. So ist er mir erschienen: Unerschütterlich als Freund, lebensgefährlich als Feind!

Daheim im Schwarzwald wurde alsbald ruchbar, daß ich „beim Hindenburg“ war. Die Bauern kamen von den Höfen unter irgendeinem Vorwand geschlichen; der Metzger brachte das Fleisch selber, anstatt seine Magd; der Fuhrmann fragte, ob ich nicht einen Klasten

Holz brauchte; aber alle wollten eigentlich nur „vom Hindenburg“ erzählt haben. Aus dem Städtlein telephonierte der Amtsvorstand, und so saß ich eines Abends in einer großen, niederen Wirtsstube, darin man den Gekreuzigten im Herrgottswinkel vor Rauch nicht mehr sah. Draußen auf der Straße klingelte es von ankommenden Schlitten; an den Türpfosten schlugen sich schwerbeschuhte Füße den Schnee von den Sohlen; die Stadtmusik hatte sich zum erstenmal seit Kriegsbeginn wieder auf ihr Dasein besonnen; die Hörner und Trompeten blinkten, auch wenn jetzt mancher Graubart hineinblies, anstatt ein paar junge, rote Lippen mit einem schwarzen Flaum darüber. Und eine Stunde lang erzählte ich den Bauern und Bürgern, Beamten und Handwerkern und den Honoratioren am Ehrentisch von ihm, Deutschlands Schutzpatron und Feldmarschall. Die beiden Herren Pfarrer, die auch zuhörten, sind sicher eifersüchtig gewesen auf die lautlose Stille.

Als der Tusch geblasen war und das Hindenburghoch die niedere, verrauchte Decke fast gesprengt hatte, saß man zusammen und trank seine Schoppen. Es war alles ein Herz und eine Seele, und dem Feldmarschall weit droben an der russischen Grenze muß in dieser Stunde das rechte Ohr geklingelt haben wie von einem Festgeläute.

Da nahte während einer Gesprächspause mit

einer verborgenen Allwissenheit in der Stimme und säuerlichen Falten im Gesicht ein Herr und ließ mit pedantischer Strenge die Frage verlauben:

„Ja, meine Herren, das ist alles schön und gut, aber die Kriegsziele? Darüber müssen wir zuerst klar sein!“

Tiefes Schweigen zog durch die Stube wie die drohende Stille vor einem Sturm. Man schaute sich gegenseitig über den Tisch hinüber und herüber an und besah sich dann den Sprecher. Eine Weile war es so mäuschenstill, daß man den schweren, messingnen Pendel der großen Schwarzwälderuhr laut ticken hörte. Da griff ein stämmiger Handwerksmeister, dem man an den tiefen Falten über der Hafennase und den klugen Augen ansah, daß er nicht nur mit den Händen am Schraubstock schaffte, in die hintere Rocktasche, holte dann eine Prise aus seiner Dose und versorgte seine Nase. Und dann hörte man, wie wenn ein Hammer auf den Amboss faust, die Worte:

„So, das Kriegsziel wäre das erste?! Das ist eine neue Mode. Das heißt man, den Gaul beim Schwanz aufzäumen. Verhauen müssen wir sie! Verhauen, daß die Schwarten krachen! Haben wir nicht vor Weihnachten ehrlich Frieden machen wollen? Aber dem Schorsch und dem Briand und denen in Petersburg wachsen die Ohren anderswo als am Kopf. Drum sage

ich: Jetzt nichts als drauf, bis sie genug haben und merken, jetzt sei es Zeit für sie, Frieden zu machen.

Jetzt heißt's zielen! So wie der Hindenburg zielt und die U-Boote. Auf die Engländer, Franzosen und Russen! Das sind jetzt die richtigen Scheiben zum Schießen. Wer aber meint, er könne jetzt seinem großen Maul den Lauf lassen, ganz links oder ganz rechts, oder jetzt mitten im Krieg schnell seine Fideikommisschäschen ins Trockene bringen, oder beim Frühstück mit Kaviar und Champus unseren Reichskanzler aus dem Amt jagen, der zielt uns allen auf die Brust und zielt falsch. Das sag' ich! Jetzt kommt's so schwer für uns alle, daß wir keine Schleicher und Krafeler brauchen können. Schaffen, das ist jetzt das Kriegsziel.“

Der Mann war ins Feuer gekommen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah sich fragend um. Alles am langen Tisch nickte stumm. Dann sauste die Faust des Meisters auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und um einen Ton dunkler und verhaltener in der Stimme schloß er:

„Aber ich will euch noch etwas sagen. Wir wollen dem Herrgott danken, daß wir ihn haben, den Hindenburg. Aber daß ihr's nur wißt, er ist auch eine Gefahr fürs Vaterland. Das liegt nicht an ihm, sondern an uns. Seitdem die

Welt steht, sind alle großen Männer eine Versuchung für ihr Volk gewesen. Man läßt sie hochleben, bläst einen Tusch, trinkt auf ihre Gesundheit und streckt sich auf ihrem Ruhm aus wie auf einem weichen Kanapee bis zu ihrem nächsten Sieg. So sind wir, wir Deutschen! Immer schauen wir aus nach dem großen Mann, der uns alles abnimmt. Aber jetzt bläst ein anderer Wind. Jetzt muß jeder von uns, im Stall oder in der Schmiede, in der Amtsstube oder im Schulzimmer, beim Pflügen oder Redenhalten auf der Kanzel, so tun, als ob es gerade von ihm allein abhinge, ob wir's gewinnen oder nicht. Denn das ist so! Beim Handwerken und Kopswerken, beim Studieren und Rationieren, überall müssen wir hinter dem Hindenburg stehen. Jetzt heißt's geschafft und zugegriffen, anstatt mit einer pfiffigen Nase herumzulaufen und vom Kriegsziel zu schwätzen!"

Es gibt eine Wucht der Rede, die jedes andere Wort überflüssig macht. Der Sprecher hatte, ohne es zu ahnen, etwas von Hindenburgs Wärme und Wucht, und von seiner Kraft und Klarheit an alle ausgeteilt. Und wie ein Echo, das aus den innersten Tiefen eines geraden Mannes aus unserem seltsamen, geliebten deutschen Volk emporstieg, hörte ich im Halbschlaf jener Nacht immer wieder Hindenburgs verheißungsvolle Stimme:

„Wir schaffen's, Kinder!"

492

XII.

Zukünftiges.

Ich habe dieses Buch ein Hindenburgbuch genannt. Warum, das will ich zum Schlusse sagen. Ich habe im Feldmarschall nicht nur den siegreichen Heerführer der Gegenwart, sondern auch etwas vom Menschen des zukünftigen Deutschland gesehen. Wir sind rings von Feinden umgeben. Wir werden es bleiben. Auch nach dem Kriege. Die Eisfeste, die wir die gefangenen Offiziere unserer Feinde feiern lassen, werden daran nichts ändern. Der Russe wächst um mehrere Millionen im Jahr. Des Franzosen unbefriedigte Rachsucht wuchert aus zur Grausamkeit der Besessenen. Daß das machtgewohnte England mit seiner rohen Mathematik der Mehrzahl — der andern undenken lernt, dafür sind die Anzeichen gering. Wir wissen es gut: „La bataille ne se perd jamais matériellement“. Daß haben wir seit einem Jahr-

hundert zum Glück immer wieder einmal selber gemerkt. Aber es ist jedesmal schwerer geworden. Und es wird immer schwerer werden. Wir brauchen einen neuen Geist. Der allein wird uns unseren Beruf erfüllen lassen: „Begrenzt zu bleiben nach außen und unbegrenzt im Innern.“ Dazu müssen wir aber als Reich bleiben, was wir sind. Friedensbereit gegenüber ehrlichen Nachbarn, starknackig gegen hinterlistige Einkreiser. Es hat Völker gegeben und gibt es jetzt noch, die sind zersprengt aus ihrem Heimatland über die ganze Erde hingestreut. Sie wirken überall an den Peripherien. Wir sind verurteilt, vielleicht aber auch berufen und auserwählt, von innen her zu wirken. Unsere Neigung gehört dem Wirken aus dem Mittelpunkt heraus. Die andern sind Streifer, wir Sprenger. Im neunzehnten Jahrhundert ging das alles noch auch mit der romantischen Locke über der Stirn. Der Umfang unserer Aufgabe war noch nicht so ins Ungeheure gewachsen. Der Deutsche konnte sich immer noch erlauben, so nebenher auch interessant zu sein. In Berlin haben mir einige sehr fluge und gewandte Leute bestritten, daß Hindenburg ein Genie sei, weil er „keine Spur von etwas Interessantem an sich habe“. Gott sei Dank! Daheim hat mich ein alter, gelehrter Kopf, der seinen Kant und seinen Goethe und seinen Schopenhauer kennt, gefragt, ob ich den

Feldmarschall für ein Genie hielte. Da habe ich ohne Besinnen mit „Ja“ geantwortet. Denn Genie ist reine Sachlichkeit. Als Volk fehlt uns das aber noch. Der demütige Stolz, mitten in Wahn und Heuchelei Europa das gesunde Herz zu erhalten, der erfüllt uns noch nicht ganz. Wir schauen uns alle noch viel zu viel nach andern und anderem um. Das ist Kraftverschwendung. Keine Volkstärke der Gewalt des deutschen Volkes darf verloren gehen durch mangelnde Sachlichkeit und romantische Vorstellungen des einzelnen. Das Gefühl, verkannt zu sein, ist kein Beweis dafür, daß man kein Esel ist. Der Aufenthalt in den Rissen eines hochfeudalen Kinderwagens ist keine Gewähr für den Insassen, daß seine Gehirnwindungen nicht mangelhaft gebaut sind. Keine wirkliche Begabung darf jetzt mehr verkümmern und keine unbezweifelbare Beschränktheit hochgepäppelt werden, nur weil die einen Windeln zusammengenähte Baumwollreste und die anderen Batist waren. Das Sparsystem der Volkskraft muß den deutschen Baum durchdringen vom Grund bis zu dem Wipfel. Die Krone muß wissen, daß sie verdorrt ohne die Wurzeln. Deutschland wartet auf den neuen deutschen Menschen. Das ist der gütig Starke. Er geht nicht in einem Dusel des Gefühls im Ganzen auf. Aber er fühlt sich als ein geborenes Glied einer immer bedrohten teuren, ge-

liebten Gemeinschaft: des Vaterlands! Unbiedern, anbrüdern, anwidern sind ihm nicht nur Reime. Seine Herzenswärme ist nicht gefühlkfebrig und seine Kraft mault nicht. Er ist ein Mensch des Volks, weiß aber, daß eine Eiche mit dem Stamm allein nicht leben kann. Er tut nichts, als das Seine. Es ist ihm ein heimliches Fest, in Dingen, die nicht das Seine sind, von Orientierten auf allen Gebieten gelegentlich für dumm gehalten zu werden. Sein Wahlspruch lautet: „Von innen heraus aufwärts und vorwärts!“

Und weil ich alles das beim Feldmarschall unmittelbar strömend empfand und seine Art des Lebens und Schaffens als die erkannte, die uns unerbittlich not tut für die Zukunft, und deren Nachahmung Deutschland erst die ganze Kraft der Unwiderstehlichkeit gegen eine Welt von Feinden geben wird, deswegen habe ich dieses Buch „Ein Hindenburgbuch“ genannt.



Inhalts-Verzeichnis.

| | Seite |
|--|-------|
| I. Heilige Nacht | 5 |
| II. Weihnacht bei Hindenburg | 13 |
| III. „Wir“ | 27 |
| IV. Beim Kriegsamtmann | 38 |
| V. Unsere Frauen | 50 |
| VI. Volk in Glut | 65 |
| VII. „Gesam, tue dich auf!“ | 79 |
| VIII. Bauernblut und Bauerngut | 88 |
| IX. Krüppel und Helden | 97 |
| X. Der Sturm bricht los | 106 |
| XI. Das Ziel | 115 |
| XII. Zufünftiges | 123 |



Von Anton Fendrich

sind bei der Franckh'schen Verlags-handlung, Stuttgart
folgende Schriften erschienen:

An Bord. Kriegserlebnisse bei den See- und Luftflotten
Geheftet M 1.—; gebunden M 1.60

Mit dem Auto an der Front
Geheftet M 1.—; gebunden M 1.60

Ein Wort an die oben und die unten
(Bekennnis gegen England) M —.30

Gegen Frankreich und Albion:

Halbbd. 1: Bis vor Paris

„ 2: Von der Marneschlacht bis zum Fall
Antwerpens

Jeder Halbband geheftet M 1.—; Halbb. 1—2 in 1 Band gebunden M 2.80

Halbbd. 3: Der Stellungskrieg bis zur Frühlings-
schlacht 1915 in Flandern

„ 4: Die Durchbruchschlachten 1915

Jeder Halbband geheftet M 1.—, Halbb. 3—4 in 1 Band gebunden M 2.80

Ferner:

| | | |
|-------------------------|--|--------------|
| Der Alpinist | | Der Fußball |
| Der Skiläufer | | Der Wanderer |
| Der Sport und Sportsman | | |

Jeder Band geheftet M 1.60; gebunden M 2.25.

Aus dem Verlag der Franck'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart bezogene Bücher von
Buchhandlung von

Bücher von Anton Fendrich:

- "Wir", Ein Hindenburgbuch
..... Geheftet M 1.— Gebunden M 1.60
- An Bord, Kriegererlebnisse bei den See-
und Luftflotten
..... Geheftet M 1.— Gebunden M 1.60
- Gegen Frankreich und Albion
[Antwerpen]
..... 1. Bis vor Paris
- 2. Von der Marneschlacht bis zum Fall
Jeder Halbband geheftet M 1.—, Halb-
band 1 u. 2 in 1 Band gebunden M 2.80

- 3. Der Stellungskrieg bis zur Früh-
lingschlacht (1915) in Flandern
- 4. Die Durchbruchschlachten (1915)
Jeder Halbband geheftet M 1.—, Halb-
band 1 u. 2 in 1 Band gebunden M 2.80
- Mit dem Auto an der Front
..... Geheftet M 1.— Gebunden M 1.60
- Ein Wort an die unten
und die oben M —.30
- Kriegs- u. Friedenskalender 1917
Preis 50 Pfg.

Dr. Kurt Floeride, Gegen die Moskowiter:

- 1. Die Masurenschlachten
- 2. Das Ringen um Galizien
Jeder Halbband geheftet M 1.—, Halb-
band 1 u. 2 in 1 Band gebunden M 2.80

Ort und Tag:

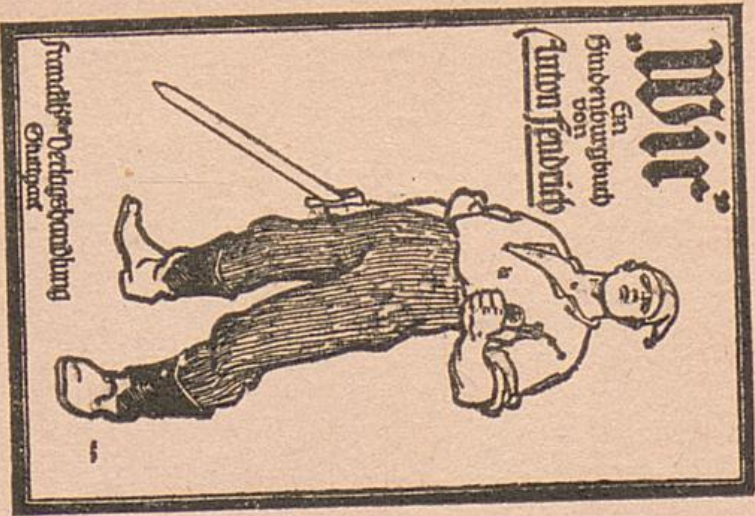
- 3. Gegen Lodz und Warschan
- 4. Der Wendepunkt
Jeder Halbband geheftet M 1.—, Halb-
band 1 u. 2 in 1 Band gebunden M 2.80

Name:

Neuheit!

80,000 Exemplare

innerhalb 8 Wochen abgesetzt.



Preis brosch. M 1.—, geb. M 1.60.

Büchergettel.

An die

Buchhandlung von

Mit 3 Pf. oder
3 Hell. zu fran-
kieren, wenn
außer der Unter-
schrift kein Zulaß
beigelegt wird.

A. g. XIII.

80 000

Neuhettl



An Bord

≡ Kriegserlebnisse ≡

bei der schwimmenden und
fliegenden Wehrmacht
— Deutschlands. —

Hübsch gebunden M 1.60

Kriegs- und Friedens- Kalender

für den deutschen
Feldsoldaten, Bürger
und Landmann

50 Pfg. 1917 50 Pfg.

Der Wächter, Duisburg: „Ich wollte nur, daß alle christlichen und sonstigen Kalender so gut wären, wie dieser.“

Mit dem Auto an der Front

Kriegserlebnisse
in Flandern und beim Kaiser

Hübsch gebunden M 1.60

Franch'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Mit dem Auto an der Front

von
Anton Fendrich

Erster Weltkrieg, 1914-1918



P
06

Fendrich, „Wir“